PREDIGTHILFE & MATERIALIEN FÜR DIE GEMEINDE

ÖKUMENISCHE FRIEDENSDEKADE 12.-22. NOVEMBER 2017

So spricht der HERR: Schafft Recht und Gerechtigkeit!

Jer 22,3a

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Inhalt

2 **Dagmar Pruin:** Editorial

7 **Helmut Ruppel:** Geleitwort

I Anstöße aus biblischer Tradition

12 **Lorenz Wilkens:** Über Jer 8, 18-23

14 **Helmut Ruppel:** »Gerechtigkeit und Friede küssen sich« – Friedenssonntag und Pogromgedenken. Am 9. November: Ein geschärfter Blick auf ein vertrautes Wort

20 **Helmut Ruppel:** Liturgie für den Gottesdienst zur Eröffnung der Friedensdekade 2017

26 **Lorenz Wilkens:** Licht und Salz in der Bergpredigt

II Impulse aus der Zeitgeschichte

30 **Ingrid Schmidt:** Neve Hanna – Oase der Hanna – ein außergewöhnliches Kinderheim in Israel

34 **Magdalene L. Frettlöh:** »... denn Gott kann nicht lügen noch trügen« Das christliche Bekenntnis zur Israeltreue Gottes – einige Notizen

40 **Jörn Böhme und Christian Sterzing:** »Sechs-Tage-Krieg« und »Naksa« (1967)

43 **Hanna Lehming:** Neunzehnhundertsiebenundsechzig

46 **Michael Volkmann:** Schalom Lakanna'im. Schalosch Machschawot Amos Oz mahnt in einer neuen Publikation zur raschen Verwirklichung der Zweistaatenlösung

51 **Simone Rafael:** Rechtspopulismus begegnen

53 **Kornelius Friz:** Der Scheinriese und seine Bühnen. Über die Medienwirksamkeit und Selbstinszenierung der Identitären Bewegung

58 **Jakob Baier:** Im Gespräch über Antisemitismus im deutschsprachigen Rap

III ASF-Freiwillige berichten

64 **Leonard Wilhelm:** Warum jüdische Patisserie nicht koscher sein muss

66 **Johannes Domsgen:** Herbst

68 **Maximilian Grübsch:** Geteilte Geschichten

IV Materialien für Pfarramt und Gemeindearbeit

72 **Lorenz Wilkens:** Grundlagentext »Glaubt nicht, dass …« Zur bleibenden Bedeutung des Bundes

76 **Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel:** Primo Levi: Ich, der ich zu euch spreche / Primo Levi: So war Auschwitz, Zeugnisse 1945–1986 / Wolfgang Benz: Als Blinder in Theresienstadt. Der Münchner Schriftsteller Norbert Stern / Pei-Yu Chang: Der geheimnisvolle Koffer von Herrn Benjamin / Stephan M. Probst (Hrsg.): Bikkur Cholim – Die Begleitung Kranker und Sterbender im Judentum / Fulbert Steffensky: Orte des Glaubens, Die sieben Werke der Barmherzigkeit / Jacqueline Keune: Scheunen voll Wind, Gebete und Gedichte / Marilyn Yalom, Theresa Donovan Brown: Freundinnen. Eine Kulturgeschichte / Daniil Granin 1919–2017

83 Kollektenbitte für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

84 Autor_innen, Bild und Fotonachweise

85 Impressum

Diese und frühere Ausgaben der Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchengemeinden und Pfarrer_innen auch auf unserer Internetseite unter www.asf-ev.de. Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de bzw. (030) 283 95 – 184.

Editorial

Dagmar Pruin

Chanson für Morgen

Wir wissen nicht, was morgen wird,
Wir sind keine klugen Leute.
Der Spaten klirrt und die Sense sirrt,
Wir wissen nicht, was morgen wird,
Wir ackern und pflügen das Heute.

Wir wissen wohl, was gestern war,
Und wir hoffen, es nie zu vergessen.
Wir wissen wohl, was gestern war,
Und wir säen das Brot, und das Brot ist rar,
und wir hoffen, es auch noch zu essen.

Wir wissen nicht, was morgen wird,
Ob der Kampf unser harrt oder Frieden,
Ob hier Sense sirrt oder Säbel klirrt
Wir wissen nur, dass es Morgen wird
Wenn wir Schwerter zu Pflugscharen schmieden.

Liebe Leserinnen und Leser,

mit diesem Gedicht von Mascha Kaléko stelle ich Ihnen im Namen unseres Redaktionsteams unsere diesjährige Predigthilfe zur Friedensdekade vor.

Kaléko veröffentlichte dieses Gedicht im Jahr 1945, verfasste es jedoch einige Jahre vorher. Die jüdische Dichterin der »Neuen Sachlichkeit« war als Kind mit ihren Eltern nach Ende des 1. Weltkriegs nach Berlin in den Prenzlauer Berg gezogen, musste dann 1938 in die USA fliehen und zog später nach Jerusalem. Sie vermisste die deutsche Sprache und spielte in ihren letzten Lebensjahren mit dem Gedanken, sich auch wieder eine kleine Wohnung in Berlin zu nehmen – ein Wunsch, der sich nicht erfüllen sollte.

Ihr Gedicht erzählt eindrucksvoll von Vergangenheit und Zukunft und hält fest, dass letztere für uns stets im Unklaren bleibt. Gleichzeitig gibt es jedoch die Möglichkeit, die kommenden Tage zu gestalten, indem wir Schwerter zu Pflugscharen schmieden. In diesem Sinne wollen wir die kommende Predigthilfe verstanden wissen.

»Streit« – so lautet das Motto der diesjährigen Friedensdekade. In gewohnter Manier – da unsere Predigthilfen stets von biblischen Worten überschrieben sind – haben wir diesen Titel mit einem Vers aus einem der vorgeschlagenen Bibeltexte, Jeremia 22,1-5, interpretiert. Die anderen Texte finden sich in den beiden Gottesdienstentwürfen von Helmut Ruppel, der erste für einen Erinnerungsgottesdienst an die Novemberpogrome, der zweite als »klassischer« Gottesdienst zur Eröffnung der Friedensdekade.

»Wir wissen wohl, was gestern war, / Und wir hoffen, es nie zu vergessen.« Die Friedensdekade ist für uns nicht denkbar ohne die Erinnerung an den 9. und 10. November, an die Nächte, in denen die Synagogen und Schriftrollen, in denen Gottes eigenes Wort brannte und unzählige Menschen deportiert und ermordet wurden. Die Rede von Frieden braucht Tiefenschärfe und das Bewusstsein um Gewalterfahrungen – und auch um die eigene Schuldgeschichte. Die Synagogen brannten nicht von allein – Deutsche haben sie angezündet. Die Menschen starben nicht von allein – Deutsche haben sie ermordet. Wer dem Frieden Wurzeln geben will, muss der Geschichte nachspüren. Wir wenden uns der unfriedlichen Vergangenheit zu, um den Frieden der Zukunft zu sichern.

Der Entwurf Helmut Ruppels zur Erinnerung an die Novemberpogrome stellt den 85. Psalm in das Zentrum, in dem uns das berühmte Wort begegnet, dass sich *»Gerechtigkeit und Frieden küssen«*. Mit Jürgen Ebach geht er der Doppeldeutigkeit des Verbums nach, das ebenso auch *»streiten«* bedeuten kann. Er zitiert dazu Hanna Lehming, die bereits in einer früheren Ausgabe unserer Predigthilfe konstatiert: *»Zum biblischen Frieden gehört es, die verschiedenen Aspekte der Wirklichkeit in ihrer Vielgestaltigkeit wahrzunehmen und allen Eigenarten ihr Recht zuzugestehen. Dabei kann es leicht geschehen, dass Güte und Wahrheit, Frieden und Gerechtigkeit in Gegensatz zu einander geraten, so unangefochten gut und erstrebenswert jedes für sich genommen ist. Aber nichts ist – für sich genommen und isoliert – etwas. Alles, jeder und jede lebt aus lebendiger Beziehung. Und wie die Menschen in lebendigen Beziehungen immer neu danach suchen, wie sie sich gegenseitig gerecht werden können, so ist auch der Friede insgesamt ein Prozess, in dem die unterschiedlichen Menschen ihre unterschiedlichen Interessen, Rechte, Bedürfnisse, Eigenarten usw. immer neu miteinander aushandeln und in dem sie erarbeiten müssen, was jedem von ihnen gerecht wird…Voraussetzung für Frieden ist vielmehr, die Vielfältigkeit der Wirklichkeit anzuerkennen und darin gerade Gott die Ehre zu geben. Voraussetzung für Frieden ist auch, dass die Unterschiedlichen unterschiedlich bleiben können.«*

Unser Redaktionsteam hat sich vergrößert und darüber freue ich mich sehr. Mit Dr. Lorenz Wilkens, der uns wie Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel ehrenamtlich zur Seite steht und unserem neuen Redakteur, Kornelius Friz, sowie unserer Grafikerin Anna Roch und mir arbeiten nun tatsächlich drei

Generationen daran, Ihnen Anstöße und Texte der Aktion Sühnezeichen nahezubringen.

Lorenz Wilkens schöpft aus seiner langen Erfahrung als Pfarrer und Studienleiter und legt uns eine berührende Interpretation von Jeremia 8 und der Klage des Propheten vor. Kornelius Friz studiert transkulturelle Theaterwissenschaft und stellt uns eine Analyse der Selbstinszenierung der sogenannten »Identitären Bewegung« vor. Seine Beobachtungen lassen wachsam werden, denn die Frage der Inszenierung spielt auch im Wahlkampf eine nicht unerhebliche Rolle, wie wir in der letzten Wochen wieder feststellen konnten.

Der Artikel von Friz steht im Kontext eines Themas, dass uns bei ASF in diesen Tagen beschäftigt, dem Rechtspopulismus in Deutschland, aber auch in unseren Partnerländern. Der Beitrag »Rechtspopulismus begegnen« von Simone Rafael legt dar, warum es sinnvoll sein kann, mit Rechtspopulist*innen zu debattieren. Das ist oft mühsam und womöglich ein Thema, das vielen von uns gerade an diesen Tagen im November alles andere als leicht fällt. Denn der Ruf nach Geschichtsvergessenheit, der laut und deutlich aus den Reihen der AfD schallt, ist am Jahrestag der Novemberpogrome schlicht unerträglich. Aber gerade weil er das ist, kommt es darauf an, hier nicht aufzugeben! Dafür wollen wir uns mit Ihnen gemeinsam stark machen! Dazu gehört es auch, sensibel für Thematiken aus der Jugend- und Popkultur zu sein. Anstöße gibt hier das Interview mit Jakob Baier zum *»Antisemitismus im deutschen Rap«*.

Wir möchten uns und Ihnen Mut machen, diesem Thema nicht auszuweichen. Daher lade ich Sie auch herzlich zur Lektüre unseres neuen *zeichens* ein. Dort finden Sie eine Analyse des Phänomens aus verschiedenen Blickwinkeln sowie Anstöße, wie sich gegen Stammtischparolen argumentieren lässt.

Das Titelbild unserer Predigthilfe stammt aus *»Neve Hanna«* dem von Hanni Ulmann gegründeten Kinder und Jugendheim in Israel. 1925 war das jüdische Kinder- und Jugendheim AHAWAH in der Auguststraße 14/16 ganz in der Nähe der heutigen ASF-Geschäftsstelle gegründet

worden, 1935 wurde in der Nähe von Haifa die neue AHAVA eröffnet, zunächst als Haus für unbegleitet nach Palästina geflüchtete jüdische Kinder und Jugendliche aus Deutschland und Osteuropa. Aus dem Haus in der Auguststraße wurde eine Sammelstelle für die Deportation jüdischer Berliner*innen in die Konzentrationslager.

In unserer Predigthilfe zum Israelsonntag haben wir uns ausführlich mit dem Gedanken der *»Treue Gottes«* beschäftigt. Der Rheinische Synodalbeschluss hatte 1980 die herausfordernde Einsicht formuliert, dass für uns nach der Schoa *»die fortdauernde Existenz des jüdischen Volkes, seine Heimkehr in das Land der Verheißung und auch die Errichtung des Staates Israel Zeichen der Treue Gottes mit seinem Volk sind«.* Der Beitrag von Magdalena Frettlöh stellt eine Verbindung zu jener Ausgabe her und sie sei Ihnen als Lektüre wärmstens ans Herz gelegt – denn wir wollen sie auch als theologische Grundlegung unseres Denkens über Israel verstanden wissen.

In der vorliegenden Ausgabe nun konzentrieren sich nun insgesamt vier ehemalige Freiwillige von ASF auf den Jahrestag des »Sechstagekriegs«. Zuerst stellen uns Jörn Böhme und Christian Sterzing die drei politischen Faktoren vor, die zum Ausbruch dieses Kriegs führten und beschreiben seine unmittelbaren Folgen. Als einen dieser Faktoren für den Ausbruch des Krieges benennen sie innenpolitische Schwierigkeiten und Zwistigkeiten zwischen den arabischen Staaten, die durch Kriegshetze und Vernichtungsandrohungen gegen Israel kaschiert wurden. Gleichzeitig widersprechen sie dem Narrativ, dass es sich um einen lange geplanten Eroberungskrieg der israelischen Führung handele. Dies zeige nicht zuletzt die anfängliche Desorientierung der israelischen Politik im Umgang mit den besetzten Gebieten.

Die Ihnen wohl nicht nur aus dem oben vertrauten Zitat bekannte Hanna Lehming legt ein kluges Essay vor und bindet dabei verschiedenen Perspektiven ein. So erzählt sie von den Stimmen von in diesem Krieg beteiligten Soldaten, wie sie Amos Oz in seinem Film *»Censored Voices«* aufgefangen hat. Sie beleuchtet aber auch die gesellschaftlichen Hintergründe des Attentats aus den Reihen der »Tupamaros« am 9. November 1969, als der Linksextremist Albert Fichter

während einer Gedenkveranstaltung zum 9. November eine Bombe im Jüdischen Gemeindehaus in Westberlin zündete. Hanna Lehming schreibt dazu: *»Menschlich ist es, einen Konflikt zu spüren, traurig zu werden, Selbstzweifel zu haben, Mitleid mit den »Anderen«. Anders als bei den jungen israelischen Soldaten ist davon bei den linken deutschen Guerilleros für Gerechtigkeit und Weltrevolution nichts zu spüren. (...) Doch das wirkliche Leben spielt sich nie in Ideologien ab, sondern in Zwischenräumen. Und Wirklichkeit kann sich nur verändern, wenn ihre Wahrnehmung beweglich bleibt für das real existierende Leben. Der einzig denkbare Weg in die Zukunft von Israelis und Palästinensern führt darum über ihre Gegenseitige Anerkennung und über ehrliches Erinnern und Durcharbeiten der Vergangenheit.«*

Amos Oz hat viele wichtige Anregungen zum Friedensprozess gegeben, die sich auch in vielen auf Deutsch veröffentlichten Texten finden. Dank Michael Volkmann können wir Ihnen Ideen aus einem weiteren wichtigen Text aus dem Jahr 2015 vorstellen, der sich bisher nur auf Hebräisch findet. Diesen Hinweis verstehen wir als nachdrückliche Aufforderung an die deutsche Verlagslandschaft, ihn so schnell wie möglich zu publizieren. Oz mahnt zu schneller Verwirklichung der Zweistaatenlösung und will sie auch nicht preisgeben, auch wenn diese sowohl von der extremen Rechten in Israel als auch von Seiten der Post- und Antizionisten aufgrund der vermeintlichen Unumkehrbarkeit der Situation so gewollt ist. Er bleibt seinem linken Zionismus treu und ruft anderen, scheinbar unumkehrbare Wendungen der Geschichte wie Frankreichs Rückzug aus Algerien und Scharons Rückzug aus Gaza in Erinnerung rufen und beschreibt, welches goldene Zeitalter Israel doch auch in den letzten Jahrzehnten erlebt und geschaffen habe. *»Was ich hier in meinem Leben gelesen habe, ist weniger und zugleich viel mehr, als was meine Vorfahren und die Vorfahren meiner Eltern je geträumt haben«.*

Empfehlungen für Materialien in den Gemeinden und die Berichte unserer Freiwilligen runden wie stets unsere Predigthilfe ab. Gerade haben wir unsere neuen Freiwilligen auf den Weg gebracht und werden Ihnen auch weiterhin von unserer Arbeit berichten. Mein Dank nicht nur dafür gilt den oben Genannten und nun liegt es bei Ihnen, was Sie mit unserem Band anfangen werden. Gerne hören wir dazu von Ihnen!

Ich grüße Sie in Verbundenheit
Ihre
Dagmar Pruin

Geleitwort

Helmut Ruppel

I. Stimmen, Stimmungen

»Vadl« wünschen sich drei Schülerinnen aus Bremen als neues und für sie wichtigstes Unterrichtsfach. »Vadl«? Ja, sagen sie, »Vadl, Vorbereitung auf das Leben«. Was soll dazu gehören? Sie zögern keine Sekunde: »Buchführung, gute Ernährung, Anti-Mobbing-Training!« Und irgendwas mit Gleichstellung von Schwulen und Lesben.

Gegenwärtig fährt das »Democracy Lab« durch das Land und über die Marktplätze und lässt sich von Menschen erzählen, was ihnen wichtig ist. »Wir müssen reden, steht auf dem alten kleinen Bus, der das Demokratie-Laboratorium beherbergt. Der Gemütszustand des Landes wird erkundet – »Was muss sich ändern in Deutschland?« wird in 12 Städten erörtert, aufmerksam, präzise und profiliert, wohingegen die Wahlplakate eine starke Illustration von dem sind, was zutreffend »nichts-sagend« heißt. Eine glänzende Idee der *Süddeutschen Zeitung*, die überhaupt nicht bekümmert ist über den Vorschlag eines Mannes aus München, den Mittwoch abzuschaffen, um übers Jahr mehr Wochenenden zu haben. Ein Mann in Frankfurt/Oder fragt »Ihr wollt wirklich meine Meinung hören?« Das fragt er nur wenige Monate vor der für Deutschland vermutlich wichtigsten Wahl seit langem.

Im Jahre 2016 sind zwei Bücher erschienen, die Seismographen gleich das Land wahrnehmen in seinen Erschütterungen und emotional-tektonischen Bewegungen, dazu in einem offenkundigen Zusammenklang stehen und nicht übersehen werden sollten bei allem Trumputin-, Brexit- und Hamburg-Geschrei:

Mit der ihm eigenen Hellsichtigkeit hat der Soziologe Heinz Bude dies wahrgenommen, er veröffentlichte »Das Gefühl der Welt. Über die Macht von Stimmungen« (Hanser, 141 S., 2016). Er fragte nach der Stimmung im Lande, um zu begreifen, »was uns entgleitet und was auf uns zukommt und was völlig im Unklaren liegt«. Er nimmt eine »grundsätzliche Gereiztheit« wahr...

Seine Eingangsfrage ist elementar für unsere Demokratie: »Sind alle Melodien der Weltverbesserung durchgespielt? Ist in der Mitte von allem das Ich seiner selbst müde geworden?« Und bevor er seine Auslegung der »Stimmungen« beginnt, äußert er die tastende Gewissheit, dass »viele die stille Erwartung hegen, dass es vielleicht doch noch etwas zu glauben gibt und dass trotz der Unübersichtlichkeit der entgrenzten Verhältnisse ein Anfang möglich ist.«

Ein wahres intellektuelles Vergnügen ist das Porträt der wichtigsten Stimmungsträger, der »heimatlosen Antikapitalisten« und der »entspannten Systemfatalisten« – gehört hier irgendjemand nicht dazu? Natürlich hat der sympathische Katholik Bude ein Schlusskapitel für uns parat, das von Humanität und prophetischer Gewissheit nur so funkelt, heißt es doch »Die Zukünftigen«. Die Schlusssätze lassen seine Stimmung spüren und tun uns gut: »Ethisches Können hat etwas mit kommunaler Eingebettetheit, persönlichem Mut und einer Praxis der sozialen Verpflichtung zu tun. Man will nicht zu einem Haufen von Niemanden gehören, die sich in ihrem Leben wie Regisseure, Schauspieler und Zuschauer verhalten, aber kein Gefühl dafür haben, Partner oder Mitwirkender zu sein. Weltoffenheit ohne Selbstverneinung: Das ist die Stimmung der Zukünftigen.«

Das Jahr 2016 hat noch ein Buch uns weitergegeben, das in einer erstaunlichen Korrespondenz zu Budes »Stimmungen« steht, sie verschärft dicht an die Realität unserer Tage führt: Carolin Emcke »Gegen den Hass« (S. Fischer, 239 S., 2016). Emcke setzt auf wunderbare Weise ein Wort von Jacques Derrida aufs Vorblatt: »Wenn auch jede Gerechtigkeit mit dem Sprechen beginnt, so ist doch nicht jedes Sprechen gerecht.« Ein Lebens- und Berufsthema für alle »Zukünftigen«. Sollte auf jedem unserer Hefte als Leitwort stehen… Eine geradezu geheimnisvolle Deutung der biblischen Literatur.

Herta Müllers Satz »Genaues Beobachten bedeutet Zerteilen« als zweites Zitat auf dem Vorblatt bestimmt dann das Vorgehen von Carolin Emcke, wenn sie mit Psalm 69, 3-5 – »Ich bin versunken in tiefem Schlamm, wo kein Grund ist…« – ihr leidenschaftliches »Zerteilen« beginnt. Unnötig zu erwähnen, dass sie von unserer Sache spricht, von dem, was Aktion Sühnezeichen seit über 50 Jahren in die Länder Europas, nach Israel und in die USA gehen lässt. Die Hilflosigkeit von uns allen »nach Hamburg« findet hier Impulse und Anstöße zum Erinnern und Durcharbeiten.

In einer Gesellschaft der fürchterlichen Egomänner, deren Energiezufuhr an Hass und Missachtung, an gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit nicht aufzuhören scheint, ist eine Reflektion über »Wahrsprechen« und ein anderes »Wir« eine stärkende Wohltat und Ermutigung dazu. So sollen auch die Schlusssätze hier laut werden:

»›Macht besitzt eigentlich niemand, sie entsteht zwischen Menschen, wenn sie zusammen handeln, und sie verschwindet, wenn sie sich zerstreuen‹ (Hannah Arendt, Vita Activa). Das wäre auch die zutreffendste und schönste Beschreibung von einem Wir in einer offenen, demokratischen Gesellschaft. Dieses Wir ist immer ein Potential und nicht etwas Unveränderliches, Messbares, Verlässliches.

Das Wir definiert niemand allein. Es entsteht, wenn Menschen zusammen handeln, und es verschwindet, wenn sie sich aufspalten. Gegen den Hass aufzubegehren, sich in einem Wir zusammenzufinden, um miteinander zu sprechen und zu handeln, das wäre eine mutige, konstruktive und zarte Form der Macht.«

II. Ein Brief, eine Bitte

Von »nach Hamburg« war schon die Rede und der Gefahr, dass die Wut- und Gewaltexplosionen das Bild allein bestimmen, auch die wichtigen Stimmen übertönen, die »vor Hamburg« zu Besinnung aufriefen. Einer Stimme soll Raum gegeben werden, weil sie nach-denklich und drängend zugleich eine grundlegende politisch-theologische Analyse und Orientierung gibt, vor allem ein die Menschenwürde stützender Appell ist.

Papst Franziskus schrieb am 7. Juli an die Bundeskanzlerin als Gastgeberin des Treffens einen *Brief* (»Ihrer Exzellenz Frau…«) und legte vier Handlungsprinzipien für den Aufbau einer gerechten und friedlichen Gesellschaft vor. Es sind die einzigen, die ich überhaupt irgendwo lesen konnte:

Die Zeit ist mehr wert als der Raum; die Einheit wirkt mehr als der Konflikt; die Wirklichkeit ist wichtiger als die Idee; das Ganze ist dem Teil übergeordnet.

Konfessionsgeschärfte Ohren hören darin einen katholischen Klang (»Einheit«, »das Ganze«), dennoch sind die Impulse des Papstes von großer Eindringlichkeit und als Bitte um Handlungsprinzipien unmissverständlich, ein Leitwort als Bitte formuliert und ein Zeugnis der Geistesgegenwart des Papstes, was gewiss die Zahl der politischen Freunde nicht vergrößern wird.

Auszüge aus dem Brief (nach www.katholisch.de):

»Die Zeit ist mehr wert als der Raum.

Der Ernst, die Vielschichtigkeit und die wechselseitige Verbindung der weltweiten Probleme sind solcher Art, dass es für sie keine unmittelbaren und vollkommen zufriedenstellenden Lösungen gibt. Leider ist die Flüchtlingskrise, die vom Problem der Armut nicht zu trennen ist und durch bewaffnete Konflikte verschärft wird, ein Beweis dafür. Es ist hingegen möglich, Prozesse in Bewegung zu setzen, welche fortschreitende und nicht traumatisierende Lösungen bieten, die in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem freien Durchzug und zur Ansiedlung von Personen führen, was für alle von Vorteil ist. Diese Spannung zwischen Raum und Zeit erfordert jedoch eine gegensätzliche Bewegung im Denken der Regierenden und Mächtigen.

Es ist daher notwendig, dass im Verstand und im Herzen der Regierenden wie auch in jeder Phase der Umsetzung politischer Maßnahmen den Armen, den Flüchtlingen, den Leidenden, den Vertriebenen und den Ausgeschlossenen – ohne Unterschied der Nation, Volkszugehörigkeit, Religion oder Kultur – absoluter Vorrang eingeräumt wird und ebenso bewaffnete Konflikte abgelehnt werden.

An dieser Stelle kann ich nicht umhin, an die Staats- und Regierungschef der G 20 und die ganze Weltgemeinschaft einen eindringlichen Appell zu richten, hinsichtlich der tragischen Situation des Südsudans, des Tschadseebeckens, des Horns von Afrika und des Jemen, wo es 30 Millionen Menschen gibt, die keine Nahrung und kein Wasser zum Überleben haben. Die dringende Aufgabe, sich diesen Situationen zu stellen und jenen Völkern unmittelbare Unterstützung zu geben, stellt sich als Zeichen der Ernsthaftigkeit und der Aufrichtigkeit der Verpflichtung dar, mittelfristig die Weltwirtschaft zu reformieren. Zugleich ist es eine Gewähr für gesunde Entwicklung.

Das Ganze ist dem Teil übergeordnet.

Die Staaten und Menschen, deren Stimme auf der weltpolitischen Bühne am wenigsten Gewicht zukommt, sind gerade diejenigen, die am meisten unter den unheilvollen Folgen der Wirtschaftskrisen leiden, für die sie kaum oder keine Verantwortung tragen. Zugleich ist jene große Mehrheit, die wirtschaftlich betrachtet nur 10% des Ganzen ausmacht, jener Teil der Menschheit, der das höchste Potential hätte, um zum Fortschritt aller beizutragen.

Ich erbitte dem Hamburger Gipfeltreffen Gottes Segen wie auch allen Bemühungen der internationalen Gemeinschaft, eine neue Ära einer innovativen wechselseitig verbundenen, nachhaltig umweltfreundlichen und alle Völker und Menschen einschließende Entwicklung zu gestalten.«

Zwei Bücher, ein Brief und ein Bonmot von Dorothy Parker mögen Sie in dieses Heft geleiten. Es gibt nur zwei Arten von Menschen, »diejenigen, die überhaupt keine Hoffnung haben, und diejenigen, die viel zu viel davon haben. Ich für meinen Teil gehöre ohne Zweifel zu beiden Gruppen.« Ob Sie sagen können: »Ich auch«?

KAPITEL I
Anstöße aus der biblischen Tradition

Über Jer 8, 18-23

Lorenz Wilkens

Jeremia – der traurigste Prophet; das Klagelied aus dem achten Kapitel sein traurigster Text. Er erlebte und bezeugte die Zerstörung des jüdischen Gemeinwesens; im Jahre 587 v. Chr. eroberten die Truppen des babylonischen Königs das Reich Juda. Sie zerstörten es bis hin zu seinem Tempel. Sie deportierten seine Oberschicht ins Zweistromland. Jeremia blieb in Jerusalem. Er hatte vor der Katastrophe gewarnt und die fahrlässig dilettantische Bündnispolitik des Königs verurteilt. Dafür war er angefeindet worden bis hin zu Morddrohung und Verhaftung. Während der Eroberung Jerusalems befand er sich im Gefängnis.

Das Klagelied des achten Kapitels gehört in den Zusammenhang der erwarteten Zerstörung. In V. 16 heißt es: »Von Dan her wird gehört das Schnauben seiner Rosse, vom Getöse des Wieherns erbebt das ganze Land, und sie kommen und verzehren das Land und seine Fülle, die Stadt und ihre Bewohner.« Dan liegt im äußersten Norden Israels und östlich vom Jordan. Von dorther mußte der Feind kommen. Jeremia hört in seinen Alpträumen das Wiehern seiner Pferde in dämonischer Vergrößerung.

Darnach löst er sich von der Schilderung der Wut des Feindes, an der die Projektion eigener Wut beteiligt sein mag, um sich ganz auf die Klage zu konzentrieren: »Mein Herz in mir ist krank.« Er löst sich von der Verstrickung in die Feindschaft. Seine Klage kann als Einspruch gegen sie gelesen werden. Er hat, er ist nichts anderes mehr als Klage: »Vorüber ist die Ernte, beendet ist der Sommer, und uns ist nicht geholfen.« Der Rahmen des gesellschaftlichen Lebens ist zerschlagen. Wenn man darauf deutet ohne Wut, ohne Befangenheit in einer der Parteien, nur in der Klage, dann können, dann müssen a l l e darauf hören – auch Gott; die Klage wandelt sich zum Gebet. Die Klage hat einen Raum geschaffen, in dem alle sie hören können.

Doch die Lösung vom Freund-Feind-Denken eröffnet keine Antwort auf die Frage, wie das Unheil gemildert, wie es behandelt werden kann. Die Klage des Propheten fährt fort, wie eine Mutter klagt, wenn ihr Kind krank ist: »Ist kein Balsam (mehr) in Gilead, oder ist dort kein Arzt? Warum gelingt denn nicht die Heilung der Tochter meines Volks?« Gilead, eine Landschaft östlich des Jordans, war wegen der dort wachsenden Heilpflanzen[1] bekannt. Es scheint verdorrt zu sein, besetzt vom Geist der Eroberung. Vor diesem Hintergrund wird dem Propheten das Volk zu einem Mädchen – der »Tochter meines Volks«. Er hat kein Urteil mehr, und keinen Rat – nur mehr die Haltung der

Sorge um ein Kind. Das Volk lebt noch; sein Stöhnen, sein Seufzen ist ein Lebenszeichen. Doch es scheint kein Raum mehr vorhanden zu sein, in dem sein Leben willkommen geheißen, in dem es überhaupt wahrgenommen würde. Es scheint von den Nachbarn isoliert zu sein, die vor der Drohung des Feindes verstummen.

Der Prophet ist zum Klageweib geworden, der Mutter, die um ihr Kind weint. Allein es hilft nicht; es kommt kein Echo, keine Antwort. Daher springt er am Ende in die äußerste Vorstellung: Er will verwandelt werden, sein Kopf soll nicht mehr sprechen, seine Augen nicht mehr sehen. Sprechen und Sehen – zu wenig, zu schwache Zeugenschaft; sie werden ja nicht wahrgenommen. So muß die Klage, der Schmerz zu einem fließenden Element werden, das man nicht ignorieren k a n n. Dann mag der Bann, die allgemeine Schreckensstarre sich lösen; und wenn es erst einmal überhaupt zu einer Reaktion kommt, mögen neue Aussichten, neue Bündnisse folgen.

Unwillkürlich, unweigerlich bringt man die Klage des Propheten mit der Erinnerung an die Schoah in Verbindung. Denn versetzt uns nicht die Erinnerung an die Art, wie das deutsche Volk sie verschwiegen und ignoriert hat, in die Nähe der Schreckensstarre? Vermissen wir nicht immer noch das geistige, kommunikative Mittel, das sie nachhaltig: allgemein Handeln eröffnend auflösen würde? Suchen wir nicht immer noch darnach? Und suchen wir nicht zu wenig? Wir bedürfen eines Mediums der Kommunikation, das uns seelisch wie praktisch unabhängig machen würde von den Unterschieden der Völker, den Grenzen der Staaten, dem Narzissmus der Präsidenten. Es muß allgemein sein und unaufhaltbar wie das Wasser, dabei sinnenfällig bedeutend wie der Tränenquell, in den verwandelt zu werden der Prophet ersehnte. Eine Prophetie nach der Prophetie: Das Gottesrecht muß zur Natur werden. Dahinter verbirgt sich die Frage, wie die Klage über den Bann des Ignorierens in das Motiv des ihn auflösenden Handelns verwandelt werden könnte.

---

1 Wilhelm Rudolph verweist auf den Harz vom Storaxbaum, der als Heilsalbe diente. S. seinen Kommentar: Jeremia von Wilhelm Rudolph. Tübingen 1947, z. St.

»Gerechtigkeit und Friede küssen sich« – Friedenssonntag und Pogromgedenken

Am 9. November: Ein geschärfter Blick auf ein vertrautes Wort

Helmut Ruppel

I. Auslegungsfragen

Wir stellen Psalm 85 in das Zentrum des »Friedenssonntag«, den Beginn der Ökumenischen Friedensdekade:

»Güte und Wahrheit begegnen sich, Gerechtigkeit und Friede küssen sich.«

Der Vers trägt schwer an seiner Würde, denn er wird nicht mehr interpretiert, analysiert und ausgelegt, sondern ausschließlich zitiert und beschworen, ja, er gleicht einem geistlichen Siegel, wo und wann immer Epochal-Bedeutendes aus- und angesprochen wird, wird es mit Ps 85,11 gesiegelt: sei es Begins Rede beim historischen Besuch Sadats in der Knesset 1977, seien es die würdigen Worte Papst Benedikts beim Besuch der Türkei oder des früheren EKD-Ratsvorsitzenden Huber beim Besuch von Yad Vashem 2007. Der Vers ist Eröffnung und Vollendung großer An-Reden und dadurch jeglicher Analyse entzogen, dem Segen gleich ist seine Heiligsprechung abgeschlossen. Aber »abgeschlossen« ist auch »unzugänglich«, was bei Bibelworten für alle Beteiligten unbekömmlich ist. So gibt es Versuche, den Vers aus seiner Verehrungsstarre zu erlösen:

Den Anfang machte Jürgen Ebach 1996 mit dem Titel »›Gerechtigkeit und Frieden küssen sich‹ oder ›Gerechtigkeit und Frieden kämpfen‹ (Psalm 85,11) – über eine biblische Grundwertedebatte«[1], womit er Einspruch erhob gegen die »Einstimmigkeit« in Übersetzung und Verständnis von V. 11. Hanna Lehming fiel 1999[2] ebenfalls auf, dass das hebräische Verb naschaq auch »aufeinander stoßen« heißen kann und nahm das selige Küssen in ihrer Auslegung heraus[3]. Erich Zenger und Frank-Lothar Hossfeld verlieren im Echter-Bibel-Kommentar 2002[4] keine Silbe dazu, folgten aber 2007 im Herder-Kommentar[5] Ebach und übersetzten »Gerechtigkeit und Friede haben sich geküsst/bekämpft«[6].

Was ist nun Ebachs Beobachtung?

Kaum ein Wort fasst die »Utopie der Vereinigung von Gerechtigkeit und Frieden in ein so anschauliches und schönes Bild wie Ps 85,11. Wer genauer hinsieht, entdeckt, dass das Verb *»naschaq«* zwar zwei Subjekte (Gerechtigkeit und Frieden) hat, aber weder reflexiv gebraucht wird noch ein Objekt des Kusses hat. Zur Übersetzung von »sie küssen sich« wird der Text verändert.

Doch gibt es die Möglichkeit, die Übersetzung von *»naschaqu«* von *»n-sch-q« II* abzuleiten: »kämpfen, sich rüsten«? Dann ginge es um ein Verb im Sinne von »küssendkämpfen«? Der schöne heiliggesprochene Vers erhält im Nu ein anderes Profil, wenn es »gegensätzliche Verstehensmöglichkeiten« gibt... «Kuss oder Kampf, küssen sie oder bekämpfen sie einander?«, für Ebach sind immer Fragen wichtiger als Antworten...

II. Lesarten

Psalm 85 enthält angesichts erfahrener Rettung aus dem Exil im Blick auf die errungene Freiheit Klagen und Fragen, die politische Freiheit ist ausgeblieben, die persische Fremdherrschaft dauert an, Hoffnungen sind zerplatzt wie Seifenblasen, die Stimmung stürzt ab, ein »Volksklagelied« (5-8) wird laut:

> »Wend uns um, Gott unserer Hilfe,
> und brich deinen Zorn weg von uns!
> Willst auf Dauer du wutschnauben über uns,
> dein Wutschnauben hinziehen von Generation zu Generation?
> Willst *du* uns nicht wenden und uns neu beleben,
> dass sich freue dein Volk an dir?
> Lass uns schauen, Gott, deine Liebe
> Und gib deine Hilfe uns.«

So klingt die Enttäuschung der Befreiten »am Tag danach«[7], nicht unähnlich vielen Empfindungen in den Nachwendejahren der DDR. Im Psalm wird die Klage nicht unterdrückt, doch sie behält nicht das letzte Wort, die Hoffnung greift umso weiter aus! Gott wird kommen, und mit ihm in personhafter Begleitung vier Wirkweisen, in denen sein Tun »Gestalt« annimmt: Gerechtigkeit, Frieden, Liebe und Wahrheit. Sie »gestalten« nun das, was noch keinen Raum hat. Aber nicht einlinig, einfach, einheitlich wie es scheinen könnte: »Denn zur Frage wird, *WIE* Gerechtigkeit und Frieden, Liebe und Wahrheit zusammen kommen können. Dass sie nicht präsent und nicht zusammen sind, ist Kennzeichen der Lage. Der Realität der gegenwärtigen Erfahrung wird jedoch keine Totalität zuerkannt: Was ist, ist nicht alles. *Und nur wenn das, was ist, nicht alles ist, kann das, was ist, sich ändern!* (Ein Leitgedanke in Ebachs Arbeiten, s. auch Theol. Reden, Bd. 4). In diesem Sinne ist Ps 85 ein utopischer Text...die entscheidende Frage bleibt: Wie kommen Gerechtigkeit und Frieden, Liebe und Wahrheit zusammen?«[8].

Die vier »gestaltenden« Handlungsweisen Gottes zu übersetzen ist eine unerschöpfliche Aufgabe, zumal sie sich überschneiden in den Bedeutungsweiten,

Ahnungstiefen und Ausdruckshöhen. *Hier sind jeder Predigt und jeder gemeinsamen oder einsamen Predigtvorbereitung alle Fenster aufgestoßen!*

Gnade und Treue finden zusammen, das sind *chäsäd* und *ämät. Chäsäd* ist zunächst so etwas wie warmherzige Verbundenheit, Gegenseitigkeit in Freundschaft, unverbrüchliche Zugehörigkeit, Zuwendung, Liebe, Solidarität, soziale Verlässlichkeit im Handeln und Fühlen, ein gnädiger Umgang miteinander, wenn Gnade vor Recht geschieht, sagen wir in einem neuen sozialpolitischen Sinne *Freundschaft*; oder auch kirchentagsaktuell: für Einzelne mit Resonanzbedarf... Es geht um eine Sphäre von Treue, bejahter Verpflichtung und Vertrauen.

»Ämät« heißt Treue in dem Sinne von Verlässlichkeit, Wahrhaftigkeit, das, was am Ende sich bewahrheitet, sich bewährt, mit Heinz Bude, »Obdach für die transzendental Obdachlosen«.

»Es küssen sich Gerechtigkeit und Friede«, das sind *zädäk, zedaqa (weiblich)* und *schalom*.

Die »Gerechtigkeit, *zedaqa*« ist nicht unparteilich wie die mit verbundenen Augen richtende Justitia, sondern sie handelt stützend, zu Recht bringend, aufrichtend, gemeinschaftserhaltend, gemeinnützig, die Schwachen schonend und stärkend.

»Schalom« ist das erste Wort, das der hört, der Gottes Wort hört (Vers 9), es bedeutet in seiner Wurzel »zur Ruhe kommen«, »ablassen von, abstehen von« und »genug haben« – alle vier »Personen« handeln als soziale Größen, sie wirken sich sozial aus, ihre Auswirkungen gestalten die Gemeinschaft. Nur, um es nicht zu vergessen im utopischen Traum: Sie sind nicht bewusstlose Eintracht, Harmonie oder interesselose Versöhntheit. Es gibt »lieblose Wahrheit«, »unwahre Freundschaft«, »rücksichtslose Gerechtigkeit« und »freudlosen Frieden«. Gerechtigkeit ohne Liebe gehört zum Schlimmsten unter Menschen wie unbarmherzige Wahrheit und demütigende Gnade, das, was man moralisches Vakuum nennen könnte.

Noch einmal: Kuss oder Kampf? Einander-Treffen oder Aufeinander-Treffen? In der rabbinischen Auslegung gibt es ebenfalls beide Lesarten: Gerechtigkeit und Frieden bekämpfen sich in Ps 85,11, aber Aaron und Mose »küssen sich« in 2 Mose 4,27, wobei Aaron Liebe und Frieden verkörpert, Mose Wahrheit und Gerechtigkeit[9]. In christlicher Auslegung »küssen sich« Maria und Elisabeth bei ihrem Treffen; in einem anderen Traktat dagegen streiten die Töchter Gottes »gerechtikait« und »frid«. Es führt kein Weg heraus: Eindeutige Alternativen wirken fürs Verstehen einengend, das Offenhalten ist (mit Ebach)

nicht nur präziser, sondern auch fruchtbarer für Theorie und Praxis, bildet unsere Welterfahrung konkret ab – auch für das Leben von Christen und Juden nach den Überfällen im November 1938...

Entscheidend ist das »und«, entscheidend ist das »begegnen«, das Nicht-auseinander-Fallen der jeweiligen Paare – was wird aus Gerechtigkeit ohne Frieden? Was wird aus Frieden ohne Gerechtigkeit? Deshalb geht alle Arbeit auf das »und«. Und welche Gestalt das »und« annimmt, entscheidet über »Kuss oder Kampf«, was beides möglich, nötig und zu bearbeiten ist. Es kann vom Kämpfen zum Küssen kommen, dann wäre wohl die Utopie am Ziel. Es kann vom Küssen zum Kämpfen kommen, dann wird es konfliktreich.

Um das Festhalten dieser beweglichen Vielfalt geht es Hanna Lehming, wenn sie einschärft, es »gehört zum biblischen Frieden, die verschiedenen Aspekte der Wirklichkeit in ihrer Vielgestaltigkeit wahrzunehmen und allen Eigenarten ihr Recht zuzugestehen. Dabei kann es leicht geschehen, dass Güte und Wahrheit, Frieden und Gerechtigkeit in Gegensatz zu einander geraten, so unangefochten gut und erstrebenswert jedes für sich genommen ist. Aber nichts ist – für sich genommen und isoliert – etwas. Alles, jeder und jede lebt aus lebendiger Beziehung. Und wie die Menschen in lebendigen Beziehungen immer neu danach suchen, wie sie sich gegenseitig gerecht werden können, so ist auch der Friede insgesamt ein Prozess, in dem die unterschiedlichen Menschen ihre unterschiedlichen Interessen, Rechte, Bedürfnisse, Eigenarten usw. immer neu miteinander aushandeln und in dem sie erarbeiten müssen, was jedem von ihnen gerecht wird...Voraussetzung für Frieden ist vielmehr, die Vielfältigkeit der Wirklichkeit anzuerkennen und darin gerade Gott die Ehre zu geben. Voraussetzung für Frieden ist auch, dass die Unterschiedlichen unterschiedlich bleiben können«[10].

Im Ernstnehmen der geschöpflichen Vielfalt Gott die Ehre geben – kein beruhigender Gedanke! Das jüdische Denken hat die »Eigenschaften Gottes« auf zwei komprimiert: Liebe und Gerechtigkeit. Das »und« bleibt als Problem und Aufgabe. Gott ist liebevoll *und* gerecht, zugeneigt *und* gerecht?

III. Entfaltungen

Beide, Begegnung *und* Auseinandersetzung, haben ihren Ort:

Manchmal wird der Konflikt überwiegen, und manchmal sind es freundliche Formen der Begegnung. Es geht darum, dass Liebe und Wahrheit, Gerechtigkeit und Frieden *zusammen* kommen... In Ps 85 stehen die vier in einem nicht eindeutigen Verhältnis zueinander. Eines aber ist gewiss: Sie bedürfen einander.

Gegen Krieg, zum Beispiel den jeder Wahrheit gegen jede andere, werden Frieden und Gerechtigkeit eintreten müssen, gegen den faulen Frieden... werden Gerechtigkeit und Wahrheit sich verbinden müssen. Die biblische Verheißung unseres Psalms geht auf die Erlösung *der* Welt, nicht *von der* Welt. Wir können sie übersetzen:

Wo es echten Streit um die Wahrheit gibt, ohne dass daraus Krieg wird, ist das Heil Gottes im Kommen. Wo für Gerechtigkeit gekämpft wird, ohne dass die Barmherzigkeit auf der Strecke bleibt, ist das Heil Gottes im Kommen.«

Damit sind wir beim Pogromgedenken angekommen. Wir verwenden jetzt den Begriff Pogrom, obwohl die Debatte über seine historische Angemessenheit offen ist.

In einer Predigt zum Pogromgedenken wird die Eröffnung nicht anders als mit einer historischen Skizze beginnen können. Drei Schritte kann der Gottesdienst gehen:

Was ist geschehen?
Eine historische Skizze: Den Älteren zur Erinnerung und Vergegenwärtigung, den Jüngeren zum Hören, Begreifen und Lernen. Durch nichts zu ersetzen sind lokale und regionale Zeugnisse, narrative und mediale Quellen zur annähernden Rekonstruktion, dessen, was geschehen ist.

Was soll werden: »Gerechtigkeit und Frieden küssen sich«?
Hier sind respektable Projekte in Kirche und Gesellschaft zu nennen, die auf Versöhnung und Freundschaft, Gespräch und Austausch, Kooperation im Kleinen und Großen ausgerichtet sind, was vom Synagogenbesuch/Friedhof/Mahnmal bis zur Israelreise reichen kann, die Anstrengungen der Aufarbeitung und des Neuanfangs im Leben von Christen und Juden. Hinter allem stehen die Sehnsucht nach Erlösung von der geschichtlichen Schuld und die Suche nach neuen, unbelasteten, unbefangenen Gemeinsamkeiten in Leben und Glauben. Wie aber sieht zukünftiges Gedenken aus?

Was bleibt zu tun: »Gerechtigkeit und Frieden kämpfen miteinander«?
»Frieden« – ein damals wie heute schönes, nicht ungefährliches Wort! Da können Wunschprojektionen für die Wirklichkeit ausgegeben, Wahrheit beschwichtigend verschleiert werden. »Frieden« war oft Kernwort falscher Prophetie ... Es gibt auch Einspruch gegen das Küssen von Frieden und Gerechtigkeit, die Voreiligkeit im geschwinden Verstehen, in der die Geschichte überspringenden Einigkeit. Das Aushalten der Unterschiede, das Ertragen des Andersseins in Politik und

Frömmigkeit, die schmerzliche Akzeptanz der Asymmetrie im Glauben, das Hören des jüdischen »Nein« zu Jesus, dem Christus, der christliche Verzicht auf Überbietung, Enterbung und Mission, die Anerkenntnis des bestehenden Gottesbundes – *kämpft* da nicht die Gerechtigkeit mit dem Friedenswillen? Zwischen Juden und Christen ist seit dem Jahre 70 und bald 80 Jahre nach 1938 nichts selbstverständlich. Müssen da nicht beide den Umarmungen in den Arm fallen?
Und vor einer möglichen Umarmung von aufgekommenem rohem Antisemitismus und feinem Antizionismus und scheinheilig-besorgter Israelkritik in den Arm fallen?

Die Lesarten des Psalms entsprechen unserer Lebens- und Glaubenswirklichkeit. Am wichtigsten ist, dass Gerechtigkeit und Friede *zusammen*kommen. Beim »und« beginnt das Ringen.

Peter von der Osten-Sacken hat ein schönes Bild für den gemeinsamen und getrennten Weg gefunden: Juden und Christen wandern jeweils an den Seiten des sie verbindenden und trennenden Flusses der Heiligen Schrift, die einen tragen Erzählungen von Jesus, die anderen Worte der Tora. Sie haben sich im Blick, treffen sich gelegentlich auf einer der sehr seltenen Brücken, gehen aber an ihrem Ufer ihren Weg. Sie hoffen darauf, dass der Fluss im Meer endet, das sie beide aufnehmen wird ... Sollten sie hier auf einer Brücke, dort auf einem »übersetzenden« Boot zu einer Umarmung finden, dürfen sie nicht stehen bleiben und still stehen, denn sie sind unterwegs, im Küssen und Kämpfen und...

---

1 In: J. Ebach, Vielfalt ohne Beliebigkeit, Theologische Reden, Bd. 5, Bochum 2002, 57-69
2 H. Lehming, Predigtmeditation zu Ps 85, in ASF Predigthilfe, Friedensdekade, Berlin 1999, 7-11
3 a.a.O., 10,
4 F.-L. Hossfeld/E. Zenger, Die Palmen 51-100, Die neue Echter Bibel, Würzburg 2002, z.St.
5 F.-L. Hossfeld/E. Zenger, Die Psalmen 51-100, HThK Freiburg 2007 (3. Aufl.) z. St.
6 a.a.O., z. St.
7 Ebach, a.a.O.., 60
8 ebda.
9 ebda.
10 Lehming, a.a.O., 10

Liturgie für den Gottesdienst zur Eröffnung der Friedensdekade 2017

Helmut Ruppel

Litanei aus der Stille

Stimme aus der Gemeinde:

Gericht

Lass es nicht die Lügner sein
Gott
die als Letzte lachen
nicht die Blender
nicht die Profiteure
und Selbstverliebten

Lass sie nicht ungeschoren
die Schlepper
die Schinder
die Seelenschänder –
die Lumpen alle.

Nein!
Lass es nicht das Unrecht sein
Gott
das als Letztes lacht[1]

Stille

Lied: Vom Aufgang der Sonne, Kanon **EG 295**

Liturgie

Wir feiern diesen Gottesdienst, in dem *Gott uns* dienen will,
im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.
Unser Anfang und unsere Hilfe stehen im Namen des Herrn,
der Himmel und Erde gemacht hat, der Wort und Treue hält ewiglich
und nicht loslässt das Werk seiner Hände.
Wir haben uns zu diesem Gottesdienst versammelt, Israels Klage zu hören,
Israels Hoffnung mit zu glauben,
vor dem Bann des Schreckens über unserer Welt nicht zu verstummen
und die Segenstreue Gottes für uns alle in unserem Tun zu bezeugen.

Eingangspsalm **Psalm 85, 9-14**

Könnte ich doch hören,
was Gott, der HERR redet,
dass er Frieden zusagte seinem Volk und seinen Heiligen
damit sie nicht in Torheit geraten.
Doch ist ja seine Hilfe nahe denen, die ihn fürchten,
dass in unserem Lande Ehre wohne;
dass Güte und Treue einander begegnen,
Gerechtigkeit und Friede sich küssen;
dass Treue aus der Erde wachse
und Gerechtigkeit vom Himmel schaue;
dass uns auch der HERR Gutes tue
und unser Land seine Frucht gebe;
dass Gerechtigkeit vor ihm hergehe
und seinen Schritten folgte.

Ehre sei dem Vater...

Sündenbekenntnis

Gott Israels und der Kirche,
wir stehen vor dir mit der Last der Geschichte unseres Volkes und unserer Kirchen,
Du hast Israel zuerst berufen und zur Zeugin deiner Liebe erwählt.
Generationen unserer Vorfahren haben sich dieser biblischen Wahrheit
verschlossen und sie durch judenfeindliche Irrlehren ersetzt.
So wurden sie kalt und mitleidlos gegenüber ihren jüdischen Nachbarn
und zu Wegbereitern schwerster Verbrechen an den Juden Europas.
Überall in unserem Land beteiligten sich Menschen daran,
Gotteshäuser zu zerstören,
Schriftrollen mit deinem heiligen Namen zu verbrennen,
Menschen deines Volkes zu demütigen, zu quälen, zu ermorden.
Uns bleibt nur zu bitten: Erbarme dich unser!
Vergib uns unsere überhebliche Arroganz gegenüber Sarah und Abraham,
den Propheten und Lehrern, den Weisen und Betern!
Wecke in uns die Achtsamkeit und die Liebe zu deinem ersterwählten Volk
und gib uns, dass wir an seiner Seite der Welt ein Segen werden können.
Erbarme dich derer, die fein im Stillen ihre Anfeindungen pflegen,
derer, die rüpelig im Lärm herumschreien – erbarme dich unser,
die wir Verantwortung tragen für dieses schwere Erbe,
unser, die wir umkehren wollen zu dir und nicht wissen,

ob Umkehr auch Bestand haben wird!
Richte unsere Füße auf den Weg des Friedens! Lass uns nicht allein!

Lied: Und suchst du meine Sünde **EG 237**

Gnadenzusage

Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, er hilft denen, die ein zerschlagenes Gemüt haben!

Kollektengebet

Dank sei dir, Gott, für alle und alles, was die Kirche hat werden,
hat wachsen und sich wandeln lassen.
Für deinen Weg mir dem Volk Israel bis auf den heutigen Tag,
für den Lebensentwurf des Bruders aus Galiläa, für die Frauen und Männer,
die ihn übernommen, und die Geschichten, die ihn bewahrt haben.
Danke, Gott, dass wir eine Sprache haben, das Schöne zu besingen,
den Schmerz zu beklagen und das Stärkende zu erbitten.
Wir bitten dich,
dass unser Beten mehr sei als ein Wunschkozert oder eine Einschlafhilfe,
dass es stark sei und erfüllt mit uns selbst!
Befriede unsere Furcht! Eine unsere Zerissenheit!

Lesung **Jeremia, 22, 1-5**

Kummer steigt in mir auf, mein Herz ist krank.
Siehe, die Tochter meines Volkes schreit aus fernem Lande her:
»Will denn der Herr nicht mehr in Zion sein,
oder soll es keinen König mehr haben?«
Ja, warum haben sie mich so erzürnt durch ihre Bilder,
durch fremde, nichtige Götzen?
»Die Ernte ist vergangen, der Sommer ist dahin
und uns ist keine Hilfe gekommen!«
Mich jammert von Herzen, dass die Tochter meines Volkes so zerschlagen ist;
ich gräme und entsetze mich. Ist denn kein Balsam in Gilead, kein Arzt?
Warum ist denn die Tochter meines Volkes nicht geheilt?
Wer spendet meinem Haupt Wasser und macht meine Augen zur Tränenquelle,
dass ich Tag und Nacht beweinen könnte
die Erschlagenen der Tochter meines Volkes?

Lied: Ja, ich will euch tragen **EG 380**

Lesung **Matthäus 20, 20-28**

Jesus sagte den Jüngern ein Gleichnis darüber,
dass sie allezeit beten und nicht nachlassen sollten, und sprach:
Es war ein Richter in einer Stadt, der fürchtete sich nicht vor Gott
und scheute sich vor keinem Menschen.
Es war aber eine Witwe in der selben Stadt, die kam zu ihm sprach:
Schaffe mir Recht gegen meinen Widersacher!
Und er wollte lange nicht. Danach aber dachte er bei sich selbst:
Wenn ich mich schon vor Gott nicht fürchte noch vor keinem Menschen scheue,
will ich doch dieser Witwe, weil sie mir so viel Mühe macht, Recht schaffen,
damit sie nicht zuletzt kommt und mir ins Gesicht schlage.
Da sprach der Herr: Hört, was der ungerechte Richter sagt!
Sollte Gott nicht auch Recht schaffen seinen Auserwählten,
die zu ihm Tag und Nacht rufen, und sollte er's bei ihnen lange hinziehen?
Ich sage euch: Er wird ihnen Recht schaffen in Kürze.
Doch wenn der Menschensohn kommt, meinst du,
er werde Glauben finden auf Erden?

Im Hören auf das Evangelium bekennen wir:

Stimme aus der Gemeinde (wie oben)

Bekenntnis

Wir bekennen unsere Geduld
wo die Zeit gedrängt hat
wir bekennen unsere Höflichkeit
wo Hinsehen gefragt war
wir bekennen unsere Ausflüchte
wo mit uns gerechnet wurde
wir bekennen
dass wir Haltung bewahrt haben
wo wir aus der Haut hätten fahren müssen
und dass wir zu verstehen suchten
wo es nichts zu verstehen gab
wir bekennen unsere Diskretion
wo wir Klartext reden
und unsere guten Manieren
wo wir auf den Tisch hauen sollten
Wir bekennen unser Schweigen
wo auf unser Schreien gewartet wird

und dass wir unablässig dich bitten
wo die Veränderung in unseren Händen liegt[2]

Glaubenslied: Wir glauben: Gott ist in der Welt
Gerhard Bauer/Christian Lahusen, In. Singt/Jubilate, München/Berlin 2012, Nr. 48

Predigttexte und Predigtthemen

»Gerechtigkeit und Frieden küssen sich«
oder
»Gerechtigkeit und Frieden kämpfen?« – Meditation über Psalm 85,11
oder
»Ist denn kein Balsam in Gilead, kein Arzt?« – Klage über und Lösung der gegenwärtigen Schreckensstarre
oder
Predigt zu Matthäus 20, 20-28

Lied: Die Güt und Treu werden schön einander grüßen **EG 283, 6**

Fürbitte

Lasst uns voll Hoffnung beten:
Für Christen und Juden,
dass sie sich begegnen und einander vertrauen können,
dass die Wunden und Verletzungen, die Christen Juden zugefügt haben,
in ihrem Schmerz nachlassen.
Dafür lasst uns zu Gott beten:

Gemeinde: Erhöre uns!

Mache uns wachsam gegen jede Form von Antisemitismus,
Lass die jüdischen Gemeinden Sicherheit und Gleichberechtigung
unter uns finden, gib uns eine Lebenspraxis, die ihnen die Furcht vor
aufkommendem Nationalismus und neuem Judenhass nehmen kann.
Bewahre die jüdischen Gemeinden hier
und die israelischen Städte und Dörfer dort.
Dafür lasst uns zu Gott beten:

Gemeinde: Erhöre uns

Wir bitten dich für deine Kirche,
mache sie zur Zeugin und zum Werkzeug deines Friedens,
dass sie Israel als Zeichen der Treue Gottes wahrnimmt.

In geschwisterlicher Liebe mit Jüdinnen und Juden lass dich erbitten,
wie Jesus Christus es uns erlaubt hat:

Unser Vater

Segen

Stärkt die müden Hände
Und sagt denen, die ein verzagtes Herz haben:
Fürchtet euch nicht!
Gott segne und behüte dich,
Gott lasse sein Angesicht leuchten über dir
und sei dir gnädig,
Gott erhebe sein Angesicht auf dich
und gebe dir Frieden. Amen

Stille

Zum Schluss: Stimme aus der Gemeinde (wie oben)

Jemand fängt an

Jemand gibt Acht
Jemand hält Maß
Jemand sagt Halt
Jemand macht Ernst
Jemand spricht Recht –
die Erde singt.

Jemand hört hin
Jemand denkt nach
Jemand wägt ab
Jemand steht auf
Jemand fängt an –
der Himmel wächst.[3]

Nach der Stille – die Ausgangsmusik

1, 2, 3 Die Texte sind entnommen: Jacqueline Keune, Scheunen voll Wind, db-Verlag, Horw/Luzern, 2016 auf den Seiten 13, 40 und 71

Licht und Salz in der Bergpredigt

Lorenz Wilkens

Am Samstag, den 27. 5. 2017 – während des Kirchentages – hielt Pater Klaus Mertes in der Pankower Kirche »Zu den vier Evangelisten« eine sehr gute Predigt über Mt 5, 13 und 14. Er begann mit dem Licht-Wort, indem er auf Jes 2 rekurrierte: »In jenen Tagen wird der *Berg* des Herrn fest gegründet sein, der höchste Gipfel der Berge, und erhoben über die Hügel, und alle Nationen werden zu ihm strömen...« bis V. 5: »Haus Jakob, kommt und laßt uns gehen im *Licht* des Herrn.« Also: »Die Stadt auf dem Berge – »The City upon the Hill« nannten sie die nordamerikanischen Puritaner – und das Licht. Der Akzent von Mertes: Nicht: »Ihr s o l l t sein das Licht« sondern: »Ihr s e i d es.«

Diesen Akzent auf dem Indikativ las er auch dem Wort über das Salz ab. Man fand sich bewogen, auch hier nach einem Bezug zur Hebräischen Bibel zu fragen. Dieses Mittels bediente Pater Mertes sich nicht. Nach Hause gekommen, sah ich in den Konkordanzen nach und gebe die Möglichkeit eines Bezugs zu Lev 2, 13 zu erwägen: »Jedes Opfer wird mit Salz gesalzen.« Dafür spricht die Art, in der das Logion bei Mc begegnet, cap. 9, 49: *D* hat dort den Satz aus Lev vollständig.[1] Daran fügt das Evangelium das aus Mt bekannte Wort an: »Wenn aber das Salz salzlos wird, womit wollt ihr es wieder salzig machen?« Es folgt: »Habt Salz bei euch, und haltet *Frieden* untereinander!«

Daraus ergibt sich allerdings die schwierige Frage einer Brücke von der kultischen Bestimmung des Salzes zu dem »Salz der *Erde*«. Vielleicht ist Pater Mertes solche Übertragung als untunlich erschienen. Doch auch hier hilft – wie so oft – der Blick ins Markus-Evangelium: Worin läge die gedankliche Brücke vom Salz zum *Frieden* der Gemeinde? Wenn die Gemeinde die ganze Erde »salzen« soll, so ist sie, die Erde, an die Stelle des Opfers gerückt; diesem Gedanken schließt sich der einer Abschaffung des kultischen Opfers an.

Man muß freilich die Frage nach der Wirkung des Salzes anschließen: Es konserviert den Stoff, dem es beigefügt wird[2]; in diesem Sinne kann man sagen: Es läutert.[3] Mithin: die Gemeinde als das, was die ganze »Erde« konserviert und läutert. Wenn die Perspektive auf a l l e Völker ausgedehnt wird, wie in Jes 2 geschehen, muss und kann von einem kultischen Opfer keine Rede mehr sein. Die Gemeinde würzt mit ihrer apokalyptischen Umkehr. Sie konserviert und läutert mit dem »Frieden« *(schalom)*, den sie ausstrahlen kann, weil sie ihn – seine Quelle – in sich selbst erhält.[4]

1 Nach Nestle-Aland: »Dpc it… (C)Kpmlat« &c. Nach der Ausgabe der Vulgata von Robertus Weber OSB v. 48: »et omnis uictima sallietur G c«.
2 Die mittelalterliche Hanse entstand wesentlich aus dem Handel mit in Salz eingelegten Fischen.
3 Die Annahme der läuternden Wirkung des Salzes wird bestärkt durch den Blick auf den Satz, der Mc 9, 49f. unmittelbar vorausgeht: »Und wenn dein Auge dich zu Fall bringt, dann reiß es aus. Es ist besser für dich, einäugig ins Reich Gottes einzugehen, als mit beiden Augen in die Hölle geworfen zu werden, wo ihr Wurm (hervorgehoben von mir – L. W.) nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt.« (der Bezug auf die »Hölle« ist ein Zitat von Jes 66, 24.)
4 Zum Ganzen cf. noch Num 18, 19, wo vom »*Bund* des Salzes« die Rede ist, dort bezogen auf die Ordnung des Opferkultes.

»STREIT!« suchen im Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit! Denn es wird wieder mehr Geld für Waffen und Militär ausgegeben und nationalistisches Denken erfordert, sich ihm zu widersetzen und sich für eine offene Gesellschaft einzusetzen. Materialien: www.friedensdekade.de/downloads
Ökumenische FriedensDekade e. V., Beller Weg 6, 56290 Buch/Hunsrück

Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste

G O T T E S D I E N S T

9. November 2017, 19 Uhr
Gottesdienst zum Gedenken an die Novemberpogrome
in der Evangelischen Kirchengemeinde Martin Luther,
Fuldastraße 50, 12045 Berlin

KAPITEL II
Impulse aus der Zeitgeschichte

Neve Hanna – Oase der Hanna – ein außergewöhnliches Kinderheim in Israel

Ingrid Schmidt

Mit dem Zug fuhren wir von Tel Aviv gen Süden nach Kiryat Gat, am nördlichen Rand der Negev-Wüste gelegen. Antje C. Naujoks, Beauftragte für Öffentlichkeitsarbeit in *Neve Hanna*, begrüßte uns, und im Wagen auf der Fahrt zum Kinderheim erzählte sie von den Anfängen des Hauses und von seiner Gründerin Hanni Ullmann: geborene Hanna Risch 1908 in Posen, aufgewachsen in Berlin, 2002 gestorben in Israel. Die Pädagogin Hanni Ullmann fühlte sich u. a. den Ideen von Gershom Scholem und Martin Buber verbunden. Einige Jahre arbeitete sie im jüdischen Kinderheim AHAWAH[1] in Berlin, Auguststraße 14/16, bevor sie 1929 mit ihrem Mann, Ernst Menachem Ullmann/Ingenieur für Wasseranlagen, nach Palästina auswanderte. – Das Paar hatte drei Kinder.

AHAWAH

1925 wurde das jüdische Kinder- und Jugendheim AHAWAH (hebr. *LIEBE*) in der Auguststraße 14/16, Berlin-Mitte[2], eröffnet, in einem Gebäude, das 1861 als Krankenhaus der Jüdischen Gemeinde errichtet worden war: ein Haus für »Armut, Körperschmerz und Judentum«, »auch ein Reformkrankenhaus, ein Ort der Toleranz«, eines der modernsten Krankenhäuser Europas.[3] – Das AHAWAH-Haus aber erzählt eine bedrückende Geschichte: Nachdem die Kinder vertrieben worden waren, wurde es Sammelstelle für die Deportation jüdischer Berliner*innen in ein KZ.

Bald nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten waren die ersten jüdischen Kinder nach Palästina gekommen. 1935 wurde in Kiryat Bialik nahe Haifa das Kinder- und Jugendheim AHAWAH eröffnet – ein Heim für die unbegleitet aus Deutschland und Osteuropa nach Palästina geflohenen Jugendlichen. *Hanni Ullmann* gehörte zu denjenigen, die das neue AHAWAH mit aufbauten, und von 1956–1970 leitete sie das Heim. Nach dem Weltkrieg, nach der Staatsgründung Israels wurde die AHAWAH geöffnet für verhaltensgestörte Kinder und Jugendliche. Konflikte blieben nicht aus, die Gegensätze zwischen Flüchtlingen und Sabres, den im Land Geborenen, waren oft groß.

»Ich bin nicht auf der Welt, um bequem zu leben …« – so, rückblickend, energisch die über achtzigjährige Hanni Ullmann im Gespräch mit Regina Scheer.[4]

Jüdisch-beduinischer Chor von Neve Hanna im Herbst 2003 auf der Gedenkveranstaltung anlässlich des 1. Todestages von Hanni Ullmann im großen Theatersaal von Kiryat Gat.

NEVE HANNA

Hanni Ullmann war mit Hanna Kaphan, einer Berliner Pädagogin, die ebenfalls in Israel wirkte, eng verbunden. Gemeinsam träumten sie von einem Kinderheim, das nach Familiengruppen organisiert ist. Als Grundstock für ein solches Heim hinterließ Hanna Kaphan ihrer Freundin ihre deutschen Restitutionsgelder. 1974 gründete Hanni Ullmann, bereits im Ruhestand, das Kinderheim, benannt wurde es nach ihrer verstorbenen Freundin Hanna Kaphan. Ihr gelang zudem die Gründung von Freundesvereinen in Deutschland, in der Schweiz, in den USA.

Heute ist NEVE HANNA[5] weiterhin eine Oase für Kinder aus sozial gestörten oder zerrütteten Familien, eine Oase jenseits ihrer Erfahrungen von Armut, Vernachlässigung, häuslicher Gewalt, sexuellem Missbrauch... Achtzig Kinder und Jugendliche, zwischen sechs und achtzehn Jahren alt, leben in Wohngruppen zusammen, die je von einem Pädagogen oder einer Pädagogin betreut werden. Begleitet werden sie im Alltag auch von jungen israelischen Freiwilligen, die ein soziales Jahr vor dem Wehrdienst leisten, sowie von deutschen Freiwilligen im Rahmen des Internationalen Jugendfreiwilligendienstes (IJFD).

Zur Zeit unseres Besuchs gab es sechs familienähnliche Wohngruppen mit jeweils zwölf bzw. vierzehn Kindern und Jugendlichen. Zwei oder drei Heranwachsende teilen sich ein Zimmer, jede Wohneinheit verfügt über einen Gemeinschaftsraum, eine Küche mit Essecke für Frühstück und Abendbrot, ein Wohnzimmer. Zum gemeinschaftlichen Mahl trifft man sich im großen Saal. Dann gibt es eine Versammlungshalle, dieser schöne Raum wird am

Sabbat und an den anderen Feiertagen Synagoge, religiöse Bildung soll ihren Platz haben. Ein Team von PädagogInnen, SozialarbeiterInnen und TherapeutInnen hilft den Heranwachsenden, mit den Traumata ihrer Kindheit umzugehen. Ihnen und den zahlreichen Gästen stehen eine Bibliothek zur Verfügung – Bildungsvermittlung wird hoch bewertet – ein Fitnessraum, Räume zum Töpfern, Malen, Fotografieren und Musizieren, ein Sport- und Spielplatz; zu Neve Hanna gehören ein weitläufiger Garten – und ein therapeutischer Streichelzoo!

Intendiert ist eine familienähnliche Heimerziehung, die sich u. a. an den Ideen und der Praxis des von den Nazis ermordeten Pädagogen Janusz Korcak[6] orientiert. Leitsätze für die Begleitung der Jugendlichen sind die biblischen Gebote der Nächstenliebe – 3. Mose 19,18 und der Fürsorge für den Fremdling – 3. Mose 19,34.

Seite an Seite mit jüdischen Kindern, deren Eltern aus Äthiopien und Russland, dem Jemen, aus Marokko, Indien und dem Iran zugewandert sind, finden arabische Kinder aus der arabisch-muslimischen Umgebung in dem Tageshort »Pfad des Friedens« eine Oase der Zuwendung und Gemeinschaft, der Stärkung und Orientierung. Was im politischen Alltag nicht immer gelingt – in *Neve Hanna* können Toleranz und Gemeinsamkeit kontinuierlich geprobt und erfahren werden. Neve Hanna wurde zudem Symbol der Völkerverständigung in Israel sowie zwischen Israel und Deutschland. In Hamburg und weit darüber hinaus engagiert sich seit langem der *Förderverein Neve Hanna Kinderhilfe e. V.*, seine Arbeit wurde mit der »Goldenen Taube des Friedens« ausgezeichnet.

Das zentrale Gebäude von Neve Hanna, in dem Verwaltungsräume, Gästezimmer und die zentrale Küche sowie einige der insgesamt sechs familienähnlichen Wohngruppen untergebracht sind.

Der 2004 gegründete jüdisch-beduinische Tageshort will durch gemeinsame Aktivitäten mit den Eltern auch die Hürden zwischen jüdischen und arabischen Erwachsenen abbauen: hier in einem traditionellen beduinischen Zelt in Rahat, der größten beduinischen Stadt im Negev.

P. S. Nach Tel Aviv zurück fuhren wir mit jeweils großer Keksschachtel aus der hauseigenen Bäckerei *Yeladudes*. Das Gebäck mundete nicht nur uns: Wie wir hörten, werden die Kekse auch Fluggästen der Ersten und Business-Class von El Al serviert – garantiert entspannter Rückflug nach Berlin!

---

1 Regina Scheer, AHAWAH. Das vergessene Haus. Spurensuche in der Berliner Auguststraße, 1. Auflage 1992, Aufbau-Verlag Berlin und Weimar GmbH - eine eindrückliche Erinnerung an die Geschichte des Hauses, beginnend mit den DDR- Schulerfahrungen der Autorin in eben diesem Gebäude.

2 1866 wurde in unmittelbarer Nähe, in der Oranienburger Straße, die Neue Synagoge mit mehr als 3000 Sitzplätzen, die größte Synagoge Europas, der jüdischen Gemeinde übergeben.

3 Scheer, a. a. O., S. 58

4 ebd., S. 269

5 Bereits 1929 wurde die erste AHAWAH-Niederlassung, nahe Haifa gegründet. Seit Anfang der sechziger Jahre kamen erstmalig ASF-Freiwillige aus Deutschland für einen Auslandsdienst nach Neve Hanna.

6 siehe unsere Erinnerung an den Kinderarzt und Pädagogen Janusz Korczak und seine Mitarbeiterin Stefa in der Predigthilfe für den Israelsonntag 2017

Literatur

Regina Scheer, »Es gingen ›Wasser wild über unsere Seelen‹ – Ein Frauenleben«, Aufbau Verlag 1999: Hanni Ullmann-Biografie

Dagmar Bluthardt, Geschichte, Theorie und Praxis familienähnlicher Heimerziehung, dargestellt am Beispiel der jüdischen Pädagogin Hanni Ullmann/Dissertation an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Eberhard Karls Universität Tübingen, 2002, 228 S., tobias-lib.uni-tuebingen.de

»... denn Gott kann nicht lügen noch trügen«

Das christliche Bekenntnis zur Israeltreue Gottes – einige Notizen

Magdalene L. Frettlöh

»Dieses Land
ein
Kern
darin eingeritzt

Sein Name!«
Nelly Sachs[1]

Die Evangelische Kirche im Rheinland (EKiR) hat in ihrem »Synodalbeschluss zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden« 1980 vier Gründe für ihren Neuaufbruch genannt. Zu ihnen gehört »[d]ie Einsicht, dass die fortdauernde Existenz des jüdischen Volkes, seine Heimkehr in das Land der Verheißung und auch die Errichtung des Staates Israel Zeichen der Treue Gottes gegenüber seinem Volk sind«[2]. Damit ist nicht nur eine *politische* Solidarität gegenüber Israel zum Ausdruck gebracht, sondern es findet eine *theologische* Gewichtung der Trias »Existenz des jüdischen Volkes – Rückkehr ins Land der Verheißung – Staat Israel« statt, indem diese drei als Zeichen der Treue Gottes interpretiert werden. Kaum eine andere Aussage des rheinischen Synodalbeschlusses ist so sehr auf Widerspruch gestoßen wie dieses Bekenntnis zur Israel-Treue Gottes, das auch und gerade die Existenz des Staates Israel einschließt.

Ein Zeichen verbürgt die Wirklichkeit, auf die es verweist. Es zielt darauf, jene, denen es gegeben ist, dieser Wirklichkeit zu vergewissern. Zugleich bleibt es, indem es sich inmitten einer unerlösten Welt ereignet, aber auch selbst mehrdeutig und ist deshalb deutungsbedürftig. Es bedarf der je neuen Deutung des Zeichens, um an der Wirklichkeit, für die es steht, teilzuhaben.

1. Eine Erinnerung aus aktuellem Anlass

Zu den sog. Judenschriften, faktisch: antijüdischen Schriften Martin Luthers gehört auch jener Brief »Wider die Sabbather an einen guten Freund« aus dem Jahr 1538 an den Grafen Wolf Schlick zu Falkenau, worin Luther auf die ihm zugetragene Nachricht von einem jüdischen Missionserfolg in Mähren reagiert: Christen hatten sich beschneiden und sich das Halten der Tora, insbesondere des Sabbats, auferlegen lassen. In diesem Brief nun begegnet wiederholt die kühne Aussage Luthers, dass – wenn es für das jüdische Volk

eine Rückkehr ins Land der Verheißung gäbe und sie dort wieder die Tora hielten – er ihnen unverzüglich dorthin folgen und selbst toratreuer Jude werden wolle:

»So lasst sie noch hinfaren ins land und gen Jerusalem, Tempel bawen, Priesterthum, Fürstenthum und Mosen mit seinem gesetze auffrichten und also sie selbs widerumb Jüden werden und das Land besitzen. Wenn das geschehen ist, so sollen sie uns bald auff den ferssen nach sehen daher komen und auch jüden werden.« [3]

Luther kann den Mund so voll nehmen, weil er ebendiese Möglichkeit, dass das jüdische Volk heimkehrt ins Land, um dort wieder seine religiösen und politischen Institutionen aufzubauen und nach den Weisungen Gottes zu leben, für völlig ausgeschlossen hält. Für ihn ist mit dem Kommen des Messias nicht nur ein neues Gesetz an die Stelle der Mose-Tora getreten, deren Observanz die Exilierung ohnehin unmöglich gemacht habe, sondern sind dem jüdischen Volk auch die göttlichen Verheißungen, inkl. der Landverheißungen und der Zusage eines ewigen davidischen Königtums, für immer genommen. Wie kommt Luther zu dieser folgenschweren Überzeugung?

Das Hauptargument besteht für den Reformator in der 1500-jährigen Exils- und Elendsgeschichte des jüdischen Volkes, die allen göttlichen Verheißungen zuwiderlaufe und in der vorausgehenden Geschichte Israels keine Entsprechung habe: Weder in Ägypten noch in der Wüste noch in Babylon sei das jüdische Volk ohne Gottes Verheißungen und ohne die prophetische Verkündigung von einem absehbaren Ende seiner Leidenszeit gewesen. Wie sehr auch immer Israel Gott untreu geworden sei, Gott habe dennoch seine Verheißungen an ihm erfüllt – nicht aufgrund der Gerechtigkeit des Volkes, sondern um seiner eigenen Barmherzigkeit und Treue willen. Dieser Treue aber widerspreche es, sein Volk so lange leiden zu lassen und die Erfüllung der Verheißungen derart hinauszuzögern. Angesichts der Wahrhaftigkeit und Treue Gottes sei es undenkbar, dass Gott etwa den Thron Davids 1500 Jahre unbesetzt halte und sein Volk fernab vom Land zerstreut leben lasse:

»Weil sich's nu nicht reimet, das man Gott schuld gebe, Er habe seine verheissung nicht gehalten und Fünffzehen hundert jar gelogen, So solt jr fragen, woran es feile, denn Gott nicht liegen noch trigen kann« (313,35-37).

Es ist also die so entsetzlich lange Exilsexistenz des jüdischen Volkes, an der Luther meint ablesen zu können, dass Gott sein Volk aufgegeben, ihm den Bund, das Land und die Tora und mit ihnen alle Verheißungen genommen und sie an ihm vorbei in Jesus Christus realisiert habe, würde doch Gott zu einem Lügner und Betrüger, ließe er sein Wort so lange unerfüllt. Doch Gott kann nicht lügen, ohne aufzuhören, Gott zu sein. Eine der Grundfiguren

seiner Christologie, dass Gott *sub contrario*, also unter dem Gegenteil verborgen, handele, kommt gegen den »Erfahrungsbeweis« der Exilsgeschichte Israels nicht an. Denn Luther erkennt grundsätzlich in der jüdischen Nichtanerkennung Jesu von Nazareth als des gekommenen Messias Gottes ein Verstoß gegen das erste Gebot; darum verbieten sich alle sonst bei ihm begegnenden christologischen Begründungsfiguren im Blick auf Israel. Der Antijudaismus gehört also ins Zentrum der Theologie Luthers und ist nicht als eine Altersborniertheit zu verharmlosen.

Nolens volens bezeugt Luther aber gerade in diesem Brief die zentrale Bedeutung der Verheißung des Landes für die Erwählung Israels zum Gottesvolk und für die ans Land gebundene Verwirklichung der Nathan-Verheißung wie der Praxis der Tora. Und zugleich wird deutlich, dass einer Enterbung und Substitution des jüdischen Volkes durch die Kirche Tür und Tor geöffnet sind, wenn das Christusgeschehen als Erfüllung aller Israel gegebenen Verheißungen und als Aufhebung der Tora verstanden wird.

Luthers antijüdische Schriften lassen sich somit – sub contrario – als Kronzeugen für die Einsicht der EKiR lesen, dass die gegenwärtige Existenz des jüdischen Volkes, die Rückkehr aus dem Exil und die Staatsgründung als Zeichen der Treue Gottes zu deuten sind. Müsste – gerade in diesem Reformationsjubiläumsjahr – die Berufung auf Martin Luther neben der Aufarbeitung der mit seinen antijüdischen Schriften verbundenen Schuldgeschichte nicht auch eine Auseinandersetzung mit seinem Versprechen einschließen, dass, wenn das Volk ins Land heimkehre, um dort in der Orientierung an der Mose-Tora jüdisch zu leben, »so wollen wir flugs hinach und auch Jüden werden« (323,29)?!

2. Wer B(und) sagt, muss auch L(and) sagen – aber auch Staat?

In der Auslegung des rheinischen Synodalbeschlusses ist immer wieder die Notwendigkeit einer Unterscheidung zwischen der Gabe des Landes und der Gründung des Staates eingezogen worden, um hier nicht platten geschichtstheologischen Identifikationen zu erliegen:

»Die Rückkehr ins gelobte Land und die Errichtung des Staates Israel sind vor dem Hintergrund des jüdischen Glaubens ein Ereignis, das das Vertrauen auf die Bundestreue Gottes und seine Verheißungen stärken kann. Eine Stärkung, die Christen im gleichen Ereignis in ähnlicher Weise zu erleben vermögen. Das setzt weder voraus noch fordert es, die konkrete Wirklichkeit des Staates Israel, die wie jede politische Wirklichkeit ambivalent und Gegenstand notwendiger Auseinandersetzung ist, als direkte oder gar umfassende Erfüllung göttlicher Verheißung anzusehen. Christliche Theologie mag hier auf den von ihr entwickelten

Gedanken des ›Verheißungs-Überschusses‹ […] rekurrieren, der die Vorläufigkeit und Überbietbarkeit jeder immanent geschichtlichen Wirklichkeit zu fassen vermag.[4]

Dass die theologische Einsicht, im Staat Israel ein Zeichen der Treue Gottes wahrzunehmen und darum nicht nur aus politischen Gründen ein grundsätzliches Ja zu diesem Staat zu finden, nicht unkritisch gegenüber dessen konkreter Politik macht, hat die EKiR in wiederholten Aktualisierungen und Präzisierungen ihres Beschlusses von 1980 – im Gespräch mit Verlautbarungen anderer Kirchen[5] – ausdrücklich betont:

»Umfassender noch als 1980 muss heute das Zeichen der Treue Gottes nicht nur im Blick auf die Errichtung, sondern auch auf den dauerhaften Bestand dieses Staates interpretiert werden. Darauf zielt das grundsätzliche Ja zum Staat Israel. Dieses Ja muss die glaubwürdige und unbezweifelbare Grundlage aller kritischen Äußerungen zur politischen und militärischen Praxis der gegenwärtigen Regierung Israels sein.«[6]

Wenn erst einmal christlicherseits erkannt ist, dass das Bekenntnis zum ungekündigten Bund Gottes mit Israel und zur bleibenden Erwählung des jüdischen Gottesvolkes im Kern die Gabe des Landes einschließt (vgl. nur die Landverheißungen als Integral des Bundesschlusses Gottes mit Abram in Gen 15 und 17), so dass das eine nicht mehr ohne das andere bezeugt werden kann, dann bietet die Wiederentdeckung von biblischen Motiven einer Theologie des Landes auch theologische Argumente für eine *kritische* Solidarität mit dem Staat Israel. Frank Crüsemann hat in einem wegweisenden Vortrag fünf tragfähige »Bausteine zu einer christlichen Theologie des Landes« aufgerichtet, die eine theologische Gleichgültigkeit von Christinnen und Christen gegenüber der Bindung des jüdischen Volkes an die Existenz im Land verunmöglichen.[7] Zu diesen Bausteinen gehört die Wahrnehmung des Landes als »Lernort der Gerechtigkeit«, der auf die enge Verknüpfung von Land- und Toragabe hinweist. Im von Gott geschenkten Land, das nach biblischem Zeugnis eine »Vielfalt seiner Bewohner und ihrer Beziehungen« untereinander kennt (Crüsemanns dritter Baustein), soll und kann nach den Weisungen Gottes gelebt und so Gerechtigkeit aufgerichtet werden.

3. Israel segnen – kein Bekenntnis zur Israeltreue Gottes ohne eigene Israeltreue

Es gibt kein Gottesbekenntnis, das, wenn es nicht ein bloßes Lippenbekenntnis bleiben soll, die Bekennenden nicht selbst in die Pflicht nimmt, ihm im eigenen Tun und Lassen zu entsprechen. Sich als Christenmenschen zur Israeltreue Gottes zu bekennen, verkommt zu einem leeren Wort, wo wir nicht selbst dergestalt im Vertrauen auf diesen Gott leben, dass wir unsererseits mit dem bleibend erwählten Gottesvolk eine lebensverbindliche Treuebeziehung

haben. Nach biblischem Sprachgebrauch tun wir dies, wo wir Israel segnend begegnen, ihm Gewicht und Ehre geben. Das schließt ein, dass wir für sein Lebensrecht in seinem Land eintreten und das Menschenmögliche dafür tun, dass es in diesem Land nach den Weisungen Gottes in Gerechtigkeit und Frieden leben kann.

Das allererste Wort Gottes an Abram (Gen 12,1-4a) bezeugt, dass Menschen aus der Völkerwelt nur als *Mitgesegnete mit Israel* Gottes Segen empfangen können: *»... und segnen werden sich lassen mit/in dir alle Familien des Erdbodens«* (V. 3b)[8]. Der Apostel Paulus, der einen großen Bogen der göttlichen Segensgeschichte von der Abrahamverheißung bis zur Christusgeschichte aufspannt (Gal 3,6-14), sieht darin, dass wir dem Juden Jesus von Nazareth als dem Christus unser Vertrauen schenken, ein segnendes Wirken an Israel. Denn allein über diesen einen leiblichen Abrahamsohn sind wir hineingenommen in die Segensgeschichte Gottes mit Israel.

Das bedeutet nun aber keineswegs, dass in Christus alle Israel gegebenen Verheißungen erfüllt sind. Wenn Paulus in 2Kor 1,20 bezeugt, dass in Christus »das Ja und so auch durch ihn das Amen« auf alle Verheißungen Gottes gegeben ist, dann bekräftigt und besiegelt das Christusgeschehen die bleibende Gültigkeit der Gottesverheißungen und mit ihnen auch die für die Erwählung Israels so zentrale Landverheißung.

Gen 12,3a bindet den Empfang des Segens an ein Segnen Abrams und seiner Nachkommen: *»Und ich will segnen, die dich segnen, und wer dich gering schätzt, den will ich verfluchen ...«*. Ist in diesem Abram gegebenen Versprechen Gottes eine Geringschätzung Israels nur als *singuläre* Möglichkeit im Blick, so ist sie in der Schoa zu einer sechsmillionenfachen geworden: Wir haben das Gottesvolk so entwürdigt und leichtgenommen, dass sein »Leib zog aufgelöst in Rauch durch die Luft«, wie Nelly Sachs das Leichtmachen und Wie-Luft-Behandeln, theologisch: das Verfluchen Abrahams und Saras auf beklemmende Weise in ihrem Gedicht »O die Schornsteine«[9] ins Bild gesetzt hat. Und dennoch leben wir. Leben wir dann aber nicht deshalb, weil Gott eben dieses Abram gegebene Versprechen nicht wahr gemacht hat?! Eine Frage, die mich anficht, seitdem ich biblische Segenstexte zu verstehen suche.

Umso größer ist für mich das Wunder, dass heute wieder und immer mehr jüdische Menschen unter (und mit) uns leben. So drängt es sich mir auf, nicht nur im jüdischen Leben in Israel, sondern auch darin, dass es etwa gerade junge Israeli nach Berlin zieht, ein Zeichen der Treue Gottes zu seinem Volk zu sehen, ohne die eine göttliche Treue zur Menschheit, ja zur Schöpfung überhaupt gar nicht denkbar ist. Dass jene, die eher intellektuell als religiös sind,

gerade in Deutschland so etwas wie eine (zumindest symbolische) jüdische Identität ausbilden, lässt mich für diese neue jüdische Kultur im Land der Täterinnen und Täter dankbar sein. Noch sind wir weit davon entfernt, dass dies selbstverständlich ist. Aber vielleicht lässt diese Entwicklung etwas ahnen von der Wahrheit des Satzes, Normalität sei das »Inkognito des Verzeihens«[10].

---

1 Fahrt ins Staublose. Gedichte, Frankfurt a. M. 1988, 201.
2 Synodalbeschluss zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden, zitiert nach: Kirche und Israel. Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden. Proponendum zur Änderung des Grundartikels der Kirchenordnung (Handreichung Nr. 45), Düsseldorf 1993, 29-31, 29.
3 Martin Luther, Wider die Sabbather. Ein Brief an einen guten Freund (1538), in: WA 50, 312-337, 323,36-324,3.
4 Michael Bongardt, Christen können den Anspruch des jüdischen Volkes auf das Land Israel respektieren, in: Rainer Kampling/Michael Weinrich (Hg.), Dabru emet – redet Wahrheit. Eine jüdische Herausforderung zum Dialog mit den Christen, Gütersloh 2003, 93-102, 101f.
5 Vgl. dazu auch den engagierten Vortrag von Heinz Kremers, Die Bedeutung von Land und Staat Israel für die Christenheit (1988), in: Thomas Kremers u. a. (Hg.), Heinz Kremers – Vom Judentum lernen. Impulse für eine Christologie im jüdischen Kontext, Neukirchen-Vluyn 2015, 124-139, und dessen informative Aktualisierung durch Katja Kriener, Die Diskussion um Land und Staat Israel als Herausforderung für Christinnen und Christen, aaO., 178-188.
6 Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden. Würdigung des Beschlusses und der Thesen der Landessynode von 1980 nach 25 Jahren (Sonderdruck zum Beschluss 71 der Landessynode der EKiR, 14.01.2005), Düsseldorf 2005, 8.
7 Frank Crüsemann, »Deinen Nachkommen gebe ich dieses Land« (1Mose 12,6). Bausteine zu einer christlichen Theologie des jüdischen Landes – URL: http://www.imdialog.org/md2001/042001md03.html (zuletzt aufgerufen am 24.03.2017).
8 Vgl. dazu Magdalene L. Frettlöh, Theologie des Segens. Biblische und dogmatische Wahrnehmungen, Gütersloh 2005, bes. 271-345.
9 Nelly Sachs, Fahrt ins Staublose. Gedichte, Frankfurt a. M. 1988, 8.
10 Klaus M. Kodalle, Verzeihung nach Wendezeiten? Über Unnachsichtigkeit und misslingende Selbstentschuldung (Jenaer philosophische Vorträge und Studien 12), Erlangen/Jena 1994, 14.

»Sechs-Tage-Krieg« und »Naksa« (1967)

Jörn Böhme und Christian Sterzing

Um Ursachen und Verlauf des Krieges ranken sich bis heute Mythen und Legenden. Historikern ist es erst in den letzten Jahren gelungen, den Mythos von der Unvermeidbarkeit des Krieges zu erschüttern, doch für die kollektiven Narrative auf israelischer wie arabischer Seite blieb das bislang ohne durchgreifende Folgen, handelt es sich hier doch um ein historisches Schlüsselereignis für den Nahen Osten, dessen Auswirkungen bis heute die Realität in der Region prägen.

Dem Juni-Krieg von 1967 zwischen Israel und den arabischen Staaten gingen langanhaltende, sich immer mehr zuspitzende Spannungen voraus. Vor allem drei Faktoren trugen zur Verschärfung der Spannungen bei:

Mit einem gewaltigen Bewässerungsprojekt lenkte Israel Wasser vom Oberlauf des Jordan auf sein Gebiet, zum Nachteil und gegen starke Proteste Syriens und Jordaniens.

Im Niemandsland an den Golanhöhen nahmen militärische Zwischenfälle zu und immer häufiger verübten Freischärler der 1964 gegründeten PLO Anschläge in Israel. Israel reagierte zumeist mit massiven Vergeltungsschlägen.

Innenpolitische Schwierigkeiten und Zwistigkeiten zwischen den arabischen Staaten wurden vielfach durch eine besonders furchterregende Kriegshetze und Vernichtungsdrohungen gegen Israel kaschiert.

Im Mai/Juni 1967 erreichten die Spannungen ihren Höhepunkt. Ägypten verhängte eine neuerliche Blockade über den Hafen Eilat, verfügte den Abzug der UNO-Truppen aus dem Sinai und ließ Truppen aufmarschieren. In Israel herrschte angesichts der arabischen Kriegspropaganda und Truppenbewegungen eine weit verbreitete Untergangsstimmung. Der israelische Generalstab war zwar überzeugt, der ägyptische Präsident Nasser wolle keinen Krieg und sei dazu nicht vor 1970 fähig, befürchtete jedoch angesichts des arabischen Truppenaufmarsches eine Abnahme des israelischen Abschreckungspotentials. Ein All-Parteien-Kabinett wurde gebildet. Trotz der Warnung des französischen Staatspräsidenten de Gaulle, in dieser spannungsgeladenen Atmosphäre mache sich der zum Aggressor, der den ersten Schuss abgebe, entschloss sich Israel auf Drängen des Generalstabs – mit amerikanischer Rückendeckung – am 5. Juni 1967 anzugreifen. Innerhalb weniger Tage konnte Israel aufgrund

des gut geplanten und erfolgreich durchgeführten Überraschungsangriffs die Luftwaffe Ägyptens, Jordaniens und Syriens weitgehend zerstören. Außerdem wurden große territoriale Gewinne erzielt: Israelische Truppen hatten den Jordan und den Suez-Kanal erreicht, die Golanhöhen, ganz Jerusalem, den Gazastreifen und die Sinai-Halbinsel besetzt.

Der Krieg begann aus politischen Gründen, um die arabischen Führungen zu delegitimieren, die »low-intensity«-Konflikte an der Nord- und Westgrenze zu beenden, die Wasserstraße von Tiran wieder zu öffnen, präventiv die arabischen Aufrüstungsanstrengungen zu bremsen und ein nachhaltiges Zeichen des israelischen Verteidigungswillens zu setzen. Es gibt keine Anhaltspunkte dafür, dass es sich um einen langgeplanten Eroberungskrieg der israelischen Führung handelt. Dies zeigt nicht zuletzt die anfängliche Desorientierung der israelischen Politik im Umgang mit den besetzten Gebieten.

Die militärische Niederlage der arabischen Staaten hatte nicht die politischen Folgen, die sich Israel erhofft hatte. Dieser Krieg stärkte ihre Einigkeit und schwächte den westlichen Einfluss in der Region noch mehr. Die arabischen Staaten waren angesichts der Besetzung großer Gebiete weniger denn je zu Verhandlungen über die Anerkennung Israels bereit. Auf der Tagung der Arabischen Liga im September 1967 in Khartum beschlossen sie ihr dreifaches Nein: »Nein zur Anerkennung Israels! Nein zu Verhandlungen! Nein zu einem Friedensvertrag!« Die drei Neins aus Khartum stärkten die Haltung derjenigen nationalistischen und religiösen Kräfte in Israel, die für ein Festhalten an den besetzten Gebieten oder gar deren Annexion eintraten.

Der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen verabschiedete am 22. November 1967 die Resolution 242, die die Grundzüge einer anzustrebenden Friedensregelung aufzeigen sollte. In der französischen und spanischen Fassung dieser Resolution lautet die Forderung: »Rückzug der israelischen Streitkräfte *aus den Gebieten*, die … besetzt wurden.« Während sich die arabischen Staaten auf diese Fassung stützten, wird in Israel die englische Version für maßgeblich gehalten: »Rückzug *aus Gebieten*, die … besetzt wurden« (ohne den bestimmten Artikel). Obwohl die Forderung nach einem vollständigen oder nur teilweisen Rückzug Israels damit strittig blieb, wurde hier zum ersten Mal die Formel »Land gegen Frieden« erwähnt, die jahrzehntelang diplomatische Bemühungen um eine friedliche Regelung beschäftigen sollte.

Der beispiellose militärische Sieg begründete den Mythos von der Unbesiegbarkeit Israels. Nach den existenziellen Ängsten der Vorkriegszeit herrschte in Israel aufgrund des überraschenden Sieges eine geradezu rauschhafte Begeisterung: An der *Kotel*, der Westmauer des ehemaligen Tempels, auch Klage-

mauer genannt, konnte wieder gebetet werden, Israelis strömten in die ihnen seit 1948 verschlossene Altstadt Jerusalems, bereisten das Westjordanland und besuchten die religiösen Stätten im biblischen »Judäa und Samaria«. Was mit der stolzen Bezeichnung »Sechs-Tage-Krieg« in die israelischen Geschichtsbücher einging, ist für die Palästinenser die *Naksa* (»Rückschlag«). Durch die Besetzung palästinensischer Gebiete wurden 250.000 bis 300.000 Palästinenser zu Flüchtlingen, viele zum zweiten Mal nach der *Nakba* (»Katastrophe«) von 1948/49. Nur wenige Tage nach Kriegsende wurde in der Altstadt Jerusalems das so genannte maghrebinische Wohnviertel planiert, um vor der Westmauer Platz zu schaffen. Die ca. 6.000 Bewohner wurden im Flüchtlingslager Shuafat im Norden Jerusalems untergebracht. Auch schon im Juni 1967 erfolgte die bis heute international nicht anerkannte Annexion Jerusalems. Bald wurden Pläne zum Wiederaufbau des unter jordanischer Herrschaft zerstörten jüdischen Viertels in der Altstadt entworfen. Im Jahr 1968 wurden die ersten völkerrechtswidrigen jüdischen Siedlungen in der Westbank gegründet. Mit der Besatzung begann ein Prozess der schleichenden Annexion, der Enteignung und politischen Unterdrückung in den besetzten Gebieten. Aus der verheerenden Niederlage der vereinten arabischen Armeen zogen die Palästinenser den Schluss, dass sie ihr Schicksal in die eigenen Hände nehmen müssen. Der Aufstieg der PLO begann.

Aufgrund des Friedensvertrages mit Ägypten (1979) zog sich Israel 1982 aus der Sinai-Halbinsel zurück. Das israelische Militär verließ 2005 den Gazastreifen, hält das Gebiet jedoch weiterhin zu Land, zu Wasser und aus der Luft weitgehend unter Kontrolle. Die syrischen Golanhöhen wurden 1981 annektiert. Die durch den Krieg entstandene Option, einen palästinensischen Staat neben Israel auf nur 22 % des historischen Mandatsgebiets Palästina zu schaffen, wurde schon kurz nach dem Krieg in der israelischen Regierung erörtert. Aber erst in den 90er Jahren waren die israelische Regierung und die PLO grundsätzlich bereit, eine Zwei-Staaten-Regelung zu akzeptieren. 50 Jahre nach Ende des »Juni-Kriegs« steht jedoch nach zwei Jahrzehnten erfolgloser Verhandlungen eine friedliche Regelung der zentralen Streitpunkte (Grenzen, Jerusalem, Flüchtlinge, Siedlungen) des israelisch-palästinensischen Konflikts noch immer aus.

Neunzehnhundertsiebenundsechzig

Hanna Lehming

Bald macht sich die vierte Generation junger Freiwilliger auf den Weg nach Israel. Für die meisten von ihnen – wie auch für die meisten Israelis und Palästinenser – ist das Jahr 1967 ein Datum der Geschichte. Von dem, was die deutsche Gesellschaft damals durchlebte und prägte und wie der Krieg in Israel von Deutschen und Israelis aufgenommen wurde, sind vielleicht die meisten Leserinnen und Leser weit entfernt. Oder nicht? Beurteilen Sie selbst.

5.-10. Juni 1967: Sechs Tage dauerte der Krieg zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn Ägypten, Jordanien und Syrien. Dann war alles anders als zuvor. Israel siegreich und gerettet. Die ägyptische Sinaihalbinsel und der Gazastreifen besetzt. Die Jordanier hinter den Jordan zurückgedrängt und das Westjordanland besetzt. Etwa 300 000 Palästinenser aus der Westbank vertrieben oder ausgewiesen. Die syrischen Golanhöhen erobert und besetzt.

9. November 1969: Im Jüdischen Gemeindehaus in Westberlin deponiert der Linksextremist Albert Fichter eine Bombe. Sie sollte während einer Gedenkveranstaltung zur Pogromnacht explodieren und dort versammelte Juden – darunter etliche Überlebende des Holocaust – töten. Die Bombe zündete jedoch nicht.

Was hat der 1967-er Krieg mit dem Anschlag von Berlin zwei Jahre später zu tun?

Im Jahr des Sechstagekriegs lag der Völkermord an den Juden Europas gerade einmal 22 Jahre zurück. In Deutschland war man damit noch lange nicht befasst, jedenfalls nicht in der Weise, dass man Trauer über den Verlust der europäischen Juden empfunden hätte. Vielmehr machte sich hier gerade eine junge Generation mit großer Wut daran, die konservative, biedere Nachkriegsgesellschaft aus den Angeln zu heben. Die Auseinandersetzung mit dem Schweigen der Eltern über Nationalsozialismus und Krieg spielte dabei zwar eine Rolle. Aber irgendein emotionales Verhältnis zu den Opfern des NS hatten die jungen Leute so wenig wie ihre Eltern.

Die deutsche Öffentlichkeit stellte sich – nicht zuletzt inspiriert von der Israelfreundlichen Springerpresse – auf die Seite des jungen, erfolgreichen Staates. Doch als Zeichen von Empathie kann auch dies nicht gewertet werden, eher als eine Art Übersprunghandlung. Ohne mit sich selbst schwere innere Konflikte abmachen zu müssen, konnten sich die Deutschen gut fühlen. Statt

in den Abgrund ihres Menschheitsverbrechens gucken zu müssen, konnten sie beruhigt sein, denn den ehemaligen Opfern ging es ja gut. Sie waren erfolgreich, sie waren stark, und sie waren den Deutschen plötzlich so ähnlich: tapfer, fleißig, westlich orientiert. Der Staat trug derweil mit der »Wiedergutmachung« die deutsche Schuld ab. Das mag polemisch klingen, ist aber nicht so gemeint, denn das Menschheitsverbrechen des Holocaust war zu gewaltig, zu abgründig und noch zu nah, um es aushalten zu können. Von einer »Inkubationszeit des Schreckens« hat der Berliner Theologe Friedrich-Wilhelm Marquardt s. A. gesprochen. Sie begann frühestens mit dem Film Holocaust, dreißig Jahre nach Kriegsende.

Attentate nach südamerikanischem Vorbild

Die »Entnazifizierung« war den Deutschen von ihren Besatzern aufgezwungen worden, ebenso wie die Demokratie. Und entsprechend verhielten sie sich, wie die artigen Schulkinder nämlich: Ja nichts Falsches sagen, ja nichts falsch machen, dann sind wir keine anständigen Untertanen. Ihren Kindern war das nicht genug. Sie wollten nicht einfach artig sein. Sie wollten gut sein, auf der richtigen Seite stehen, den Kampf für das Recht und die Menschenwürde kämpfen, den ihre Eltern nicht gekämpft hatten. Und mit dem Vietnamkrieg hatten sie auch die »neuen Eltern«, die USA, als »Nazis« identifiziert.

Der Attentäter vom 9. November 1969 gehörte zur Gruppe »Tupamaros«, deren Mitglieder besonders extrem gut sein wollten, denn sie hatten ja aus der Vergangenheit gelernt. Dafür reisten sie im Jahr 1969 nach Jordanien und ließen sich in einem Camp der palästinensischen Organisation Al-Fatah an Schusswaffen und im Bau von Zeitbomben ausbilden. Nach dem lateinamerikanischen Konzept der Stadtguerilla planten sie daraufhin terroristische Attentate gegen den »US-Imperialismus« und den »Zionismus« in Deutschland. Ein Flugblatt der »Tupamaros West-Berlin« verkündete, aus den vom Faschismus vertriebenen Juden seien selbst Faschisten geworden, die in Kollaboration mit dem US-Kapital das palästinensische Volk ausradieren wollten. Diese Konstruktion veranlasste sie zu einem Anschlag auf überlebende Juden in Deutschland am Gedenktag des Novemberpogroms...

Wir springen vom Deutschland der 1960er Jahre nach Israel 1967: Einige Tage nach dem 10. Juni interviewt der Schriftsteller Amos Oz junge Kibbuzniks, die gerade aus dem Krieg zurückgekehrt sind. Doch anders als die israelische Öffentlichkeit glauben will, fühlen sie sich nicht als Helden, sondern sind tief verstört. Die Männer reden offen über Zerstörung, über Gräuel des Krieges und über ihre Ängste. Im Film Censored Voices (IL/D 2016) hört man ihre Stimmen und ist schockiert und deprimiert über das, was die jungen Israelis

berichten – über das, was tatsächlich im 1967er Krieg geschehen ist, doch nicht weniger über die tiefe Traurigkeit und Leere, die die jungen Männer ergriffen hat. Ihnen selbst drängen sich Bilder aus Europa auf, von denen ihre Eltern ihnen erzählt haben. Der Krieg von 1967 ist nicht der Holocaust! Natürlich nicht. Und doch gibt es ganz offenbar psychologische Zusammenhänge zwischen dem, was ein Volk erlitten hat und dem, was es tut. Die jungen Männer konstatieren: Dieser Krieg ist der Wendepunkt. Mit diesem Krieg sind wir Juden, wir Israelis nicht mehr dieselben. Wir sind zu Menschen geworden, die anderen Verbrechen antun. Man hört ihnen zu und will weinen über so viel Tragik, über so viel Ehrlichkeit und über ihr menschliches ethisches Empfinden, das ihnen bis ins Körperliche Schmerzen bereitet. Die jungen Soldaten berichten von Übelkeit, Schwäche, Magenkrämpfen, Kopfschmerzen.

Weder Selbstzweifel noch Mitleid

Bei aller Empörung über das Unrecht, das sie ohne zu widersprechen ausgeführt haben, bei allem Erschrecken darüber, dass das Unheil, das sie damals ahnten, heute Wirklichkeit geworden ist, sind mir diese jungen Männer doch näher als die »Tupamaros« von Berlin. Menschlich ist es, einen Konflikt zu spüren, traurig zu werden, Selbstzweifel zu haben, Mitleid mit den »Anderen«. Anders als bei den jungen israelischen Soldaten ist davon bei den linken deutschen Guerilleros für Gerechtigkeit und Weltrevolution nichts zu spüren.

Dahingestellt lassen muss ich, wie es heute in Israel um das Bewusstsein für Recht und Unrecht und um das Mitgefühl für »die Anderen« bestellt ist. In Deutschland räsonieren »Linke« daher zunehmend im geistigen Fahrwasser der »Tupamaros«, ob Israel überhaupt existieren dürfte und opfern es ihrer Schwarz-Weiß-Ideologie. Doch das wirkliche Leben spielt sich nie in Ideologien ab, sondern in Zwischenräumen. Und Wirklichkeit kann sich nur verändern, wenn ihre Wahrnehmung beweglich bleibt für das real existierende Leben. Der einzig denkbare Weg in die Zukunft von Israelis und Palästinensern führt darum über ihre gegenseitige Anerkennung und über ehrliches Erinnern und Durcharbeiten der Vergangenheit. In dem Moment, in dem beide den Film »Censored Voices« gemeinsam anschauen und offen darüber reden können, ist der Messias nahe.

Schalom Lakanna'im. Schalosch Machschawot

Michael Volkmann

Amos Oz mahnt in einer neuen Publikation zur raschen Verwirklichung der Zweistaatenlösung

Im Jerusalemer Keter-Verlag erschien 2017 ein 131-seitiges Buch von Amos Oz mit dem Titel *Schalom Lakanna'im. Schalosch Machschawot* (zu Deutsch etwa: Friede den Fanatikern. Drei Gedanken; der englische Titel wird mit: Dear Zealot. Three Pleas angeben). Das Buch ist kein Roman, sondern vereint drei Statements zur aktuellen politischen und gesellschaftlichen Lage in Israel. Sein Autor kommt auf Themen zurück, die ihn seit langem immer wieder beschäftigen: der Nahostkonflikt, die destruktive Rolle von Fanatikern in diesem und weiteren Konflikten der Gegenwart und der Vorwurf des Verrats gegen friedensbewegte linke »Tauben« in Israel, insbesondere gegen den Autor selbst. Der erste Beitrag ist eine überarbeitete und aktualisierte Version der zweiten der drei Tübinger Poetikdozenturvorlesungen von 2002 (aus: Amos Oz, Wie man Fanatiker kuriert, Frankfurt am Main 2004, S. 37-59). Der zweite Beitrag basiert auf dem Buch »Juden und Worte«, das Amos Oz zusammen mit seiner Tochter Fania Oz-Salzberger 2013 (Berlin, 3. Aufl. 2015) veröffentlicht hat, und Vorträgen aus jüngerer Zeit. Beide Bücher sind überaus lesenswert.

Der dritte Beitrag ist neu und aus zwei Vorträgen des Jahres 2015 entstanden. Sein Titel: *Chalomot schemutav lejisrael lemaher ulehischtachrer mehem*, zu Deutsch etwa: Träume, von denen sich Israel besser rasch befreien sollte. Hier eine Zusammenfassung dieses noch nicht auf Deutsch erschienenen Plädoyers für eine rasche Verwirklichung der so genannten Zweitstaatenlösung.

Diese ist nach Überzeugung des Autors für den Staat Israel eine Frage auf Leben und Tod. Käme sie nicht bald zustande, so argumentiert er, werde es zwischen Mittelmeer und Jordan nur einen Staat geben, und zwar einen arabischen. Für ihn, Amos Oz, wäre es jedoch nicht akzeptabel, einer jüdischen Minderheit unter arabischer Herrschaft anzugehören, denn fast alle arabischen Staaten unterdrückten und vertrieben ihre Minderheiten. Lieber lebe er mit dem Vorrecht auf eine jüdische Mehrheit in einem kleineren Land. Ein so genannter bi-nationaler Staat kommt für den Autor nicht in Frage, da ihn alle historischen Beispiele für bi-nationale Staaten (außer der Schweiz) abschrecken. Entstünden nicht bald zwei Staaten, so Oz weiter, käme es vorübergehend zu einer Diktatur jüdischer Fanatiker, die mit eiserner Hand sowohl Araber als auch ihre jüdischen Gegner unterdrücken würden. Da eine

Minderheit eine Mehrheit nicht auf Dauer unterdrücken könne, würde der Staat über kurz oder lang ein arabischer werden, wohl nicht ohne vorherigen internationalen Bann und vielleicht Blutvergießen.

Amos Oz hält eine Fortsetzung des bisherigen »Konfliktmanagements« *(Nihul Hasichsuch)* mit bewaffneten Auseinandersetzungen an der Nord- und Südwestgrenze Israels und mit Intifadas in Jerusalem und den eroberten Gebieten für zu riskant. Die Zeit für eine Lösung sei günstiger denn je, weil Ägypten, Jordanien, Saudi Arabien, die Emirate und die Maghreb-Staaten gegenwärtig einen wesentlich unmittelbareren, destruktiveren und gefährlicheren Feind hätten als Israel. Grundlage für Verhandlungen könne der 2002 von Saudi Arabien vorgeschlagene, von der Arabischen Liga angenommene Friedensplan sein. Israel habe seit 1967 keinen Krieg mehr gewonnen. Die Armee sei zwar nach wie vor wichtig zum Schutz vor Zerstörung und Vernichtung. Aber Israel habe keine Ziele mehr, die noch militärisch erreicht werden könnten. Bloßes »Konfliktmanagement« bringe Niederlage um Niederlage. Die Ansicht, die Araber würden durch israelische Schläge schon lernen, Israel zu akzeptieren, sei durch die Entwicklung von Jahrzehnten widerlegt und habe nur Elend und Landverlust über Araber gebracht. Das von der Rechten und den Siedlern behauptete Recht auf das ganze Land sei nichtig und lediglich eine Forderung, die durch andere nicht anerkannt werde (außer durch ihre Unterstützer unter den radikal rechten amerikanischen Christen).

Für das Recht, auf dem Tempelberg zu beten, riskiere die israelische Rechte einen Konflikt mit dem ganzen Islam, Indonesien, Malaysia, Iran, die Türkei und Pakistan eingeschlossen. Die Halacha kenne kein Gebot, man müsse auf dem Tempelberg beten und dafür einen Weltkrieg mit dem Islam riskieren. Für diese Forderungen könne man auch nicht mit der Unterstützung der Regierung Trump rechnen. Doch Ben Gurion habe gelehrt, Israel könne ohne die Unterstützung durch mindestens eine Großmacht nicht bestehen. In der Vergangenheit seien dies Großbritannien, die Sowjetunion, Frankreich und in letzter Zeit die USA gewesen – alles variable und keinesfalls konstante Faktoren. Variable und konstante Faktoren dürften keinesfalls verwechselt werden. Ein Verbündeter könne wechseln, aber die palästinensischen Nachbarn und die Lage Israels im Herzen der arabischen und muslimischen Welt seien Konstanten. Die auf Israel gerichteten Waffen könnten wechseln, aber die Stärke der israelischen Abschreckung müsse eine Konstante bleiben.

Er, Amos Oz, erwarte nicht, dass durch ein Friedensabkommen alles wunderbar werde. Aber er sei sicher, dass, wenn Israel in den Gebieten bleibe, alles schlimmer werde und schließlich ein arabischer Staat zwischen Mittelmeer und Jordan entstehen werde. Linke »Tauben« sollten über die Angst von

Millionen Israelis vor einem Rückzug nicht spotten. Vielmehr müsse hier eine Gefahr gegen die andere abgewogen werden. »Wir sind nicht allein in diesem Land. Wir sind nicht allein in Jerusalem. ... Es gibt keinen Ausweg als dieses kleine Haus in zwei kleinere Wohnungen zu teilen.« (121) Die Entscheidung für einen Kompromiss sei eine Entscheidung für das Leben. Das Gegenteil davon seien Fanatismus und Tod.

Die Palästinenser kämpften zur selben Zeit zweierlei Krieg gegen Israel: zum einen für ihr Recht, »ein freies Volk in ihrem Land zu sein« [*lihjot am chofschi bearzam* – eine Anspielung auf eine Zeile der israelischen Nationalhymne, MV], was jeder anständige Mensch unterstützen könne; zugleich führten viele von ihnen den Krieg fanatischer Islamisten zur Vernichtung des Staates Israel, den jeder anständige Mensch verabscheuen müsse. Auch der Staat Israel führe zweierlei Krieg zur selben Zeit: den einen zurecht um das Privileg des jüdischen Volkes, ein freies Volk in seinem Land zu sein und den anderen zu Unrecht als Krieg der Unterdrückung und Beraubung, um die israelische Wohnung auf Kosten des palästinensischen Nachbarn noch um zwei, drei Zimmer zu erweitern.

Die von der extremen Linken und der »mondsüchtigen« Rechten favorisierte Idee eines bi-nationalen Staates hält Amos Oz für einen traurigen Witz. Nach einem Jahrhundert des Blutvergießens, der Tränen und Verbrechen könnten Israelis und Palästinenser nicht plötzlich zusammen ins Doppelbett springen und Flitterwochen antreten. Sie bräuchten zwei Staaten. Kooperation, ein gemeinsamer Markt, eine Föderation seien vielleicht zu einer späteren Zeit möglich. Hier kämpfe nicht Gut gegen Böse, sondern Recht gegen Recht bzw. häufig leider auch Unrecht gegen Unrecht. Die fortgesetzte Konfrontation mit den Arabern könne in Zukunft sogar die eigene Existenz gefährden. Eines der bestgehüteten militärischen Geheimnisse sei die Schwäche Israels im Vergleich zur Summe seiner Feinde. Diese seien sich allerdings nur in der rhetorischen Motivation einig. Der Kampf Syriens, Libyens, Ägyptens und sogar des Iran gegen Israel sei für diese Staaten nie ein existentieller gewesen. Israels Abenteuer auf dem Tempelberg könne bei den Arabern zu dieser Motivation führen. Schon längst hätte man den Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern auf einen zwischen Israel und Gaza reduzieren können.

Seine Lebenserfahrung lehre ihn, dass die Ausdrücke »für immer«, »nie« oder »um keinen Preis« im Nahen Osten etwas zwischen drei Monaten und dreißig Jahren bedeuteten. Am ärgerlichsten finde er das Wort »unumkehrbar« (hebräisch *bilti hafich*, auch: unwiderruflich). Als hätten sie einen Geheimbund geschlossen, unterzögen uns die extreme Rechte und die post- und anti-zionistischen Gruppen im In- und Ausland einer Gehirnwäsche mit der

Behauptung, Besetzung, Siedlungen und das Scheitern einer Zweistaatenlösung seien unumkehrbar. Die extreme Rechte sage, wenn ihr nicht unter einer arabischen Mehrheit leben wollt, müsst ihr die Demokratie vergessen oder von hier verschwinden. Die Post- und Antizionisten sagten, wenn ihr keinen Apartheidstaat haben wollt, müsst ihr den Zionismus vergessen und eine arabische Mehrheit akzeptieren oder von hier verschwinden. Von rechts und links werde so die zionistische Linke, die sich der Besetzung und der Herrschaft über ein anderes Volk widersetze und in einem kleinen demokratischen Staat mit jüdischer Mehrheit leben wolle, als Hassgegner in die Zange genommen. Dadurch, dass beide wie nach Absprache versuchten, den Geist der friedensbewegten Zionisten zu brechen und sie vor die Wahl, entweder auf den Zionismus oder auf die Demokratie zu verzichten, wollten sie diese in die Flucht schlagen. Aber, so der Autor, wer wie er die Gründung des Staates Israel nur drei Jahre nach dem europäischen Judenmord der Nazis gesehen habe, akzeptiere nicht den Ausdruck »unumkehrbar«. Und er erinnert an weitere unerwartete historische Wendungen: Frankreichs Rückzug aus Algerien, den Rückzug der USA aus Vietnam, das Ende der Sowjetunion, den Friedensschluss zwischen Israel und Ägypten, das Abkommen zwischen Rabin, Peres und Arafat, den Rückzug Scharons aus Gaza. Er werde nie akzeptieren, dass »die Lage unumkehrbar« sei. Auch der Fanatismus der Rechten und der Dogmatismus der antizionistischen Linken seien umkehrbar.

Er, Amos Oz, möchte den Blick aber auch noch auf eine andere Realität lenken: das seit Jahrzehnten währende schöpferische »goldene Zeitalter« in Israels Literatur, Kino, Musik, Theater, plastischer Kunst, Philosophie, Naturwissenschaft, Technologie und Hightech. Tel-Aviv, die erste hebräische Stadt, eine kollektive Schöpfung des Volkes Israel, sei wichtiger als die rabbinische Literatur der Diaspora oder der »Schulchan Aruch«, ein schöpferisches Beispiel für viele andere im Land. Und mit einem Bekenntnis zum Land und zu seinem Israeli-Sein trotz seiner Angst und Scham wegen der nationalistischen Regierung und der Ausbreitung von Fanatismus und Gewalt endet der Text. »Was ich hier in meinem Leben gesehen habe, ist viel weniger und zugleich viel mehr, als was meine Eltern und die Vorfahren meiner Eltern je erträumt hatten.« (131)

Die Argumente liegen auf dem Tisch. Was jetzt? Im letzten Absatz dieses Textes beschreibt Amos Oz Israel in liebevoller Ironie als ein Land mit achteinhalb Millionen Premierministern, achteinhalb Millionen Propheten, achteinhalb Millionen Messiassen. Und doch, so erzählte er 2002 in Tübingen (Wie man Fanatiker kuriert, S. 31 und 32), kommt es vor, dass der Premierminister ihn oder eine/n seiner Kolleg/innen zu einem Gespräch beim Tee ein-

lädt und fragt, wie es ihrer bzw. seiner Meinung nach weitergehen solle. »Er wird meine Antworten ... mit Bewunderung anhören. Er wird jedes Wort bewundern und völlig mißachten.« Dann fügt er hinzu: »Es wäre unrealistisch ..., zu erwarten, daß wir in dem Geschäft der Geistesveränderung von Regenten und Menschen erfolgreicher sind als die Propheten« – und schreibt weiter. Und es lohnt sich immer und immer wieder, Amos Oz zu lesen und darüber nachzudenken, wo ich, wenn schon nicht andere, vielleicht mich selbst ändern kann.

Rechtspopulismus begegnen

Simone Rafael

Rechtspopulismus im Alltag hat viele Gesichter – von der besorgten älteren Dame, die sich vor »der Kultur« der »xxx« fürchtet (setzen Sie eine Gruppe ein), über den Herrn, der »kein Rassist ist, aber mal sagen möchte…«, und die Mutter, die nicht über mangelnde Kita-Konzepte oder geringe Wertschätzung der Betreuungsarbeit schimpft, sondern über »Migrantenkinder«, bis zum bekennenden Wähler rechtspopulistischer Parteien. Die Meisten von uns treffen auf rechtspopulistische, rassistische, antisemitische, sexistische, »gegen die da oben«-Thesen vor allem im Alltag – im Kolleg*innen- und Bekanntenkreis, in der Timeline auf Facebook oder Twitter.

Schlecht ist: Wenn dies unwidersprochen, unhinterfragt, unkommentiert bleibt, als scheinbare Normalität hingenommen wird. Denn das wird der Rechtspopulist (und ebenso die abgewertete Gruppe) als Zustimmung interpretieren.

Aber: Sie müssen nicht konfrontativ an die Stellungnahme herangehen. Durch Nachfragen und das Erbitten von Quellen und Belegen erfahren Sie oft schon viel von der Gesinnung, Lebenseinstellung und Diskussionsbereitschaft derjenigen, mit denen Sie sprechen – und ob es sich lohnt, ein solches Gespräch überhaupt zu führen. Ob Sie mit Rechtspopulist*innen debattieren möchte, ist eine persönliche Entscheidung und diese kann auch je nach Anlass, Öffentlichkeit und Zeitressourcen variieren.

Warum es sinnvoll sein kann, mit Rechtspopulist*innen zu debattieren:

1) Rechtspopulist*innen vertreten offen demokratie- und menschenfeindliche Positionen – aber auch solche, die zumindest einigen Menschen durchaus vernünftig und diskutabel erscheinen mögen. Diesen inhaltlich-argumentativ zu begegnen ist überzeugender, als sie einfach als »rechtspopulistisch« zu brandmarken.
2) Je öffentlicher eine Debatte ist, desto wichtiger ist es, sie zu führen: Denn es geht nicht unbedingt darum, den rechtspopulistischen Gesprächspartner selbst zu überzeugen (das ist schwer ohne Beziehungsebene), sondern vielmehr darum, schweigende Mithörende oder Mitlesende zu erreichen, deren Meinung noch nicht gefestigt ist.
3) Wer sich in eine Debatte mit Rechtspopulist*innen begibt, sollte bedenken: Es gibt unter ihnen etliche geschulte Rhetoriker*innen. Gerade in ihren Kern-Themenbereichen sind sie inhaltlich sehr stark – in anderen Themen dagegen oft nicht so sehr. Zudem verfolgen Rechtspopulist*innen meist

eine eher destruktive Gesprächsstrategie. Es geht um die Anklage von (vermeintlichen) Problemen oder skandalösen Verhältnissen, Verfehlungen von »Eliten« oder »Gutmenschen«. Gerade deshalb kann es interessant sein, erst einmal alle vermeintlichen Fakten zu hinterfragen und inhaltlich nach Lösungen für die benannten Probleme zu fragen. Auch gut: Bis zum (menschenrechtswidrigen, grundgesetzwidrigen) Kern der Aussage fragen – was ist gemeint mit »Die Grenzen mit Waffengewalt verteidigen«? Natürlich gibt es auch unterschiedliche Arten von rechtspopulistischen Gesprächspartner*innen, die ihre Tücken haben: Hardliner werden eher aggressiv und persönlich unangenehm. Sachliche Vertreter können jovial und alert auftreten und so Sympathien gewinnen.

4) Rechtspopulismus im privaten Umfeld: Hier gibt es einen großen Vorteil: Wo eine Beziehungsebene besteht, die Person uns also irgendwie mag oder zumindest mit uns auskommen will oder muss, sind unsere Chancen viel größer, überzeugend oder zum Nachdenken anregend zu wirken. Haben Sie dabei keine Angst, über Themen nicht genug Bescheid zu wissen. Es geht nicht darum, jemand an die Wand zu argumentieren. Es geht vielmehr um Widerspruch, um Kommentieren, um Hinterfragen, damit abwertende, rassistische, hasserfüllte Aussagen nicht einfach so stehen bleiben. Denn das interpretieren Rechtspopulist*innen (und ebenso die abgewerteten Gruppen) oft als Zustimmung. Selbst wenn Sie von einem Thema keine Ahnung haben, können Sie auf Verallgemeinerungen (»Der« Islam, »das« Frauenbild...) und auf Gruppenzuweisungen (»Wir« vs. »die«) hinweisen. Auch das eigene Unbehagen zu äußern oder Lösungen einfordern und Konsequenzen aufzuzeigen, kann zielführend sein. Einfacher ist es womöglich, auf Unstimmigkeiten in der Argumentation aufmerksam zu machen und genau nachzufragen. Letztlich ist am wichtigsten, sich zu positionieren: Lassen Sie rassistische und rechtspopulistische Postings und Aussagen nicht unkommentiert stehen, schweigen Sie nicht.
5) Das Ziel der Debatte ist nicht, dass eine Meinung »gewinnt« – sondern dass sich Menschen, während sie sich austauschen, Gedanken zum Thema machen, Haltungen entwickeln und vertreten, und sie bestenfalls daran testen, dass sie sich in den Blickwinkel des Gegenübers hineinversetzen und ihre Einstellung dahingehend überprüfen. Dazu gehört auch, dass man alle Fairness, die man selbst erwartet, auch auf sein Gegenüber anwendet.
6) Rechtspopulist*innen einladen? Natürlich können Sie Rechtspopulist*innen auf ein Podium oder zu einem Interview einladen. Allerdings sollten Sie vorher bedenken, dass die Rechtspopulist*innen jede Einladung nutzen werden, um die Legitimität ihrer politischen Forderungen zu belegen.

Auch, wenn Sie das nicht so meinen. Auf Podien kommen eher keine ungeschulten Mitläufer*innen. Überschätzen Sie nicht Ihre Fähigkeiten zur »Entzauberung«. Vorbereitung ist Pflicht, ebenso eine adäquate Besetzung des Podiums. Es könne auch passieren, dass Mitdiskutant*innen oder Besucher*innen dann nicht kommen, weil sie etwa als potenzielle Zielgruppe rechtspopulistischen Hasses Angst haben. Überlegen Sie also, wen Sie ausschließen wollen. Ausgewogenheit heißt nicht, dass Sie immer alle Positionen abbilden müssen, also etwa alle politischen Parteien einladen müssen. Es ist aber eine Frage der Haltung: Wenn dies kritisiert wird, müssen Sie sie aushalten und bestenfalls begründen, warum Sie sich so entschieden haben.

7) Rechtspopulistische Agitation: Wenn es in ihrem Umfeld rechtspopulistische Parteien oder Organisationen gibt, die versuchen, im lokalen Umfeld Stimmung zu machen etwa gegen Geflüchtete oder für Demokratie Engagierte, begegnen Sie deren Thesen: Veröffentlichen Sie schnellstmöglich ein Statement, das auf den menschenverachtenden Kern einer rechtspopulistischen These hinweist. Auch eine Richtigstellung von Lügengeschichten ist schnell geschrieben, über soziale Netzwerke oder die eigene Webseite schnell zu verbreiten und wichtig, damit es auch eine auffindbare Gegenposition gibt.

Bleiben Sie dabei immer sachlich: Überzeugen Sie gegen rechtspopulistische Emotionen mit gut belegten Beispielen und Quellen. Im Idealfall sind es mehrere Akteure, die ihre These stützen, das erhöht die Glaubwürdigkeit. Es geht dabei nicht um die Rechtspopulist*innen selbst, sondern vor allem um die Unentschlossenen.

Handeln Sie lösungsorientiert: Ist an der rechtspopulistischen These »etwas dran«, benennt sie etwa ein reales Problem in der Kommune? Nehmen Sie es auf und bearbeiten Sie es – und zeigen Sie so, dass es für reale Probleme auch reale Lösungen gibt – und dass diese nichts mit Rassismus zu tun haben.

Gehen Sie mit Haltung in die Debatte: Menschenrechte und Grundgesetz sind für unsere Demokratie nicht zu verhandelnde Grundlagen. Dazu gehört die Gleichwertigkeit aller Menschen. Rechtspopulist*innen bieten dagegen Rassismus, Islamfeindlichkeit, Antisemitismus oder Elitenschelte an. Doch gerade anhand von konkreten Argumenten wird offenbar: All dies löst keine Probleme.

Der Scheinriese und seine Bühnen

Über die Medienwirksamkeit und Selbstinszenierung der Identitären Bewegung

Kornelius Friz

Acht junge Männer stehen auf einem Balkon in Berlin Mitte. Sie tragen Winterjacken, einige einen gepflegten Vollbart. Zunächst scheinen sie etwas orientierungslos, einer von ihnen tigert von links nach rechts, als hätte er drinnen seine Zigaretten vergessen. Doch die Männer sind nicht zum Rauchen auf den Balkon getreten: Vielmehr haben sie für einen kurzen Moment die Parteizentrale der Grünen besetzt. Bald schon zünden sie Handfackeln statt Zigaretten. Gelber Qualm hüllt sie ein, einer spricht ins Megafon. An der Brüstung hängt ein Banner im Look der Grünen mit der Aufschrift »Ihr habt unsere Frauen längst vergessen.« Zwei der Männer schwenken Flaggen, darauf ein schwarzes Lambda, den elften Buchstaben des griechischen Alphabets, auf gelbem Grund: das Logo der Identitären Bewegung (IB). Es soll inspiriert sein von »300«, der Hollywood-Verfilmung eines Comics, in dem die Spartaner das Lambda auf ihren Schilden tragen. Dreihundert europäische Kämpfer begehren auf gegen das überlegene Heer der Perser in der Schlacht um Griechenland.

Das Symbol, das sich die sogenannte Identitäre Bewegung auf die Fahnen drucken lässt, soll eine eindeutige Erzählung schaffen: Wer nur tapfer genug kämpft, könne auch als kleine Gruppe das »multikulturelle Meinungsdogma« besiegen. Zumindest in einem Punkt stimmt die Geschichte, die die Bilder vom Balkon über diese jungen Männer erzählen: Sie sind nur eine kleine Gruppe, auch wenn sie auf ihrer Webseite behaupten, »Europas am schnellsten wachsende Jugendbewegung« zu sein.

Methoden wie Greenpeace, nur mit Uniform und DDR-Flagge

Die Bilder zu dieser Berliner Balkonszene vom 19. November 2016 sind auf dem Youtube-Kanal »CompactTV« zu sehen, gefilmt von unten, aus der Romeo-Perspektive, erscheint die vielleicht viertelstündige Aktion gleich noch ein wenig größer. Der Chefredakteur Jürgen Elsässer liefert mit seinem einschlägig rechtspopulistischen Magazin »Compact« nicht nur jeden Monat neue Hochglanz-Cover mit Titeln wie »Kalifat BRD – Feindliche Übernahme durch Erdogan und Co.«[1], sondern postiert »Compact« als Marke auch auf Youtube und anderen sozialen Netzwerken. Dabei fällt auf, dass das Video zwar gut 30.000 Klicks hat, was für Social Media eine vernachlässigbar kleine Zahl ist, doch auf der Straße vor dem besetzten Parteibalkon ist keine

Zuschauerin, nicht ein einziger Passant zu sehen. Womöglich wirken die Männer auf ihrer Balkon-Bühne deshalb so verloren und keineswegs wie siegreiche Kämpfer und Besetzer: Ihnen fehlt das Publikum.

»Die sogenannte *Identitäre Bewegung* verbindet rassistische und anti-freiheitliche Parolen mit popkulturellem und aktionistischem Auftreten«, so Henning Flad von der Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche und Rechtsextremismus (BAG K+R). Anfang des Jahrtausends ging die Gruppierung in Frankreich aus der verbotenen Organisation »Unité radicale« hervor. Seitdem sind Ableger in Österreich, Tschechien und den Niederlanden entstanden. In Deutschland wurde 2014 der Verein »Identitäre Bewegung Deutschland« ins Register eingetragen, ihre Facebookseite[2] wird bereits seit 2012 mit ebenso albernen wie beängstigenden Texten und Fotos bestückt.

Die Gruppierung wurde zunächst der Neuen Rechten zugeordnet, doch seit diesem Jahr stuft der Verfassungsschutz sie als rechtsextrem ein. Sie vertrete »klassische islamfeindliche, rassistische und demokratiefeindliche Positionen«[3], so die Bundeszentrale für politische Bildung. Ihre Aktionen orientieren sich am Aktivismus von Nichtregierungsorganisationen wie Greenpeace. Sie besteigen das Wiener Burgtheater oder das Brandenburger Tor, um für »sichere Grenzen« zu protestieren oder blockieren Parteizentralen – neben der der Grünen bereits auch die der CDU. Im Mai dieses Jahres legten sich fünfzig Anhänger der IB aus Protest gegen Heiko Maas' Gesetzentwurf gegen Hassrede im Netz teilweise in militärischer Uniform und mit DDR-Flaggen vor das Justizministerium, nachdem sie am Eindringen in das Gebäude gehindert wurden.

Theatrale Praxen der Selbstvergrößerung

Mindestens ebenso wichtig wie die Kletter- und Fahnenschwenk-Aktivist*innen der Gruppierung ist jedoch ihre Selbstvermarktung. Ihre Videos sind professionell ausgeleuchtet, die Farben knallig, die Schnitte der jungen Zielgruppe entsprechend schnell. Neben der ansprechend aufgemachten Webseite und Youtube haben die der IB Nahestehenden längst auch andere Vermarktungskanäle und –strategien gefunden. Melanie Schmitz, Studentin der Kommunikationswissenschaften und eine der wenigen lautstark auftretenden Frauen im Umfeld der vermeintlichen Bewegung, taucht unter anderen im Video »Identitäre Bewegung: Eine Botschaft an die Frauen« des Videokanals »Kontrakultur Halle« auf. Ihr wichtigstes Instrument jedoch ist Instagram. Dort erscheint sie zunächst so hip und harmlos wie das Mascara-Mädchen Bianca Heinicke, das mit »Bibis Beauty Palace« auf Youtube bekannt und vor allem reich wurde. Melanie Schmitz beim Eis essen, Melanie auf dem Rennrad, am Lagerfeuer, Melanie mit Burger oder Gitarre in der Hand. Die Selbst-

vermarkterin hat mit nicht einmal zweitausend Abonnements (Stand: Ende Juli 2017) zwar längst nicht die Reichweite wie Bibi mit ihren fünf Millionen Instagram-Fans, doch zu unterschätzen ist diese neue Aufmachung der extremen Rechten nicht: »Mehr Liebe. Und Wut. Fleischgewordenes Pathos. Tête d'anarchiste, coeur de légionnaire« schreibt die junge Frau dort über sich selbst. Regelmäßig heftet sie mit Filtern aufgemotzte Selfies in angesagten Turnschuhen auf ihre digitale Pinnwand. Hier und da zeigt sie auch mal etwas mehr Haut.

Noch verheerender als dieser weichgezeichnete Patriotismus ist, da unmittelbarer und reichweitenstärker, die geplante Aktion »Defend Europe«, mit der die IB Nichtregierungsorganisationen wie »Sea Watch« oder »Jugend rettet« daran hindern will, in Seenot geratene Flüchtende zu retten. Die IB rechtfertigt diese Aktion damit, dass »als Hilfsorganisationen getarnte Schlepperorganisationen« weitere Menschen dazu verleiteten, »die waghalsige Überfahrt über das Mittelmeer anzutreten und sich in Lebensgefahr zu bringen«. Diese Magnetwirkung ist nicht belegt. Für ihre Mission, an der auch deutsche Identitäre wie der Berliner Robert Timm beteiligt sind, konnten über eine rechte Crowdfunding-Plattform Spendengelder von mehr als 200.000 Euro gesammelt werden. Der erste Einsatz im Juli und August war jedoch ein einziges Malheur: die tamilische Crew, die der IB das Schiff »C-Star« nach Europa manövrierte, beantragte angeblich in Zypern Asyl, weshalb den Identitären Menschenschmuggel vorgeworfen wird. Wenig später lag die »C-Star« mit einem technischen Defekt manövrierunfähig vor der libyschen Küste. Zunächst sperrte der Bezahldienst Paypal das Konto der Identitären, schließlich weigerte sich die Regierung Maltas zum Ende der nur zweiwöchigen Aktion, die Besatzung mit Sprit und Wasser zu zu versorgen und hinderte sie daran, im Hafen einzulaufen. Das einzige, was die Identitären mit dieser Aktion erreicht haben, war eine breite Öffentlichkeit. Der österreichische IB-Chef Martin Sellner bezeichnet seinen Einsatz als vollen Erfolg und schreibt auf Sezession.de: »Meine größte Sorge war zu Beginn der Mission, daß sie ins Leere stoßen, daß man ihr einfach keine Beachtung schenken und uns bei unserem Einsatz ignorieren könnte.«

Wer applaudiert? Und vor allem: wem?

Obwohl die führenden Figuren der Identitären Bewegung zu großen Teilen rechtsradikale Biografien hinter sich haben[4], können die wenigen Akteur*innen trotz des übergeworfenen Schafspelz kaum als Bewegung bezeichnet werden. Stattdessen werden ihre Aktionen sowohl im digitalen als auch im analogen Raum von einem kleinen, aber recht aktiven Personenkreis organisiert,

mitgetragen und durch die Verbreitung über Freundschaftsnetzwerke aufgeblasen. Diese Praxis der Selbstüberhöhung und -vergrößerung der eigenen Handlungen wird durch eine verhältnismäßig starke Berichterstattung verstärkt. Dass Springerstiefel gegen Sneakers, Markenklamotten und Parolen wie »Deutschland den Deutschen« gegen »Ethnopluralismus« ausgetauscht wurden, dient dazu, den Rahmen des Sagbaren nach rechts zu erweitern. Das Konstrukt des »Ethnopluralismus«[5], auf den sich die IB beruft, wird längst als »Rassismus ohne Rassen« bezeichnet und gilt als Ideologie. Auch die Bezeichnung des »Instituts für Staatspolitik« für eine private neurechte Denkfabrik des AfD-nahen Verlegers und IB-Sympathisanten Götz Kubitschek ist dabei so größenwahnsinnig und Seriosität vortäuschend wie die rassistisch-euphemistische Forderung nach dem »Erhalt der ethnokulturellen Identität«.

Die IB offenbart in ihrer Selbstinszenierung also ihre eigenen Ängste, die auf Andere (Flüchtlinge, die Elite etc.) externalisiert werden und durch eine überaus fleißige und zeitgemäße Öffentlichkeitsarbeit wie durch das Brennglas betrachtet aufgebläht wirken. Dennoch kann nicht oft genug gesagt werden: Dass die Identitäre Bewegung und die Szene der Neuen Rechten so frisch und friedlich daherkommen, bedeutet nicht, dass sie zu unterschätzen ist. Gerade die wahnhafte Überhöhung der eigenen Ziele und Ängste ebenso wie die Verlagerung rassistischer, islam- und demokratiefeindlicher Positionen in Richtung der gesellschaftlichen Mitte, macht den Scheinriesen Identitäre Bewegung umso gefährlicher. Dabei nutzen die Akteure der IB eindeutig theatrale Mittel: Der Balkon ist ihre Bühne, das Lambda, die Uniformen und die Fahnen sind Kostüm und Ausstattung, ihre Parolen sind der Stücktext, oftmals in Form eines imaginären Reenactments nie dagewesener Zeiten und Zustände. Auch wenn es nur wenige Darsteller gibt, ihre Bühne werden sie sich nehmen, sei es beim Familienfest, auf Facebook, dem Balkon der Grünen oder gleich das Brandenburger Tor. Wollen wir hierfür das Publikum sein und Beifall schenken? Wie können wir mit solchen Aktionen umgehen, um nicht türenknallend den Schauplatz zu verlassen? Gemeinsam können wir der Identitären Bewegung stattdessen zeigen, dass sie alles andere als eine Bewegung ist. Dass ihre Parolen keine Zustimmung finden.

---

1 https://www.compact-shop.de/shop/compact-einzelhefte/compact-magazin-april-2017/
2 https://www.facebook.com/identitaere/
3 http://www.bpb.de/politik/extremismus/rechtsextremismus/173908/glossar?p=31
4 http://www.zeit.de/politik/deutschland/2017-04/identitaere-bewegung-rechtsextremismus-neonazis-mitglieder/komplettansicht
5 http://www.bpb.de/politik/extremismus/rechtsextremismus/173908/glossar?p=17

Antisemitismus im deutschsprachigen Rap

Jakob Baier

Seit dem Aufkommen der Hiphop-Kultur vor 44 Jahren geht es im Rap darum, am besten zu sein. Neben sexistischen und homophoben Äußerungen tauchen immer wieder auch judenfeindliche Texte auf.

zeichen: Wie verbreitet ist Antisemitismus im Rap? Ist es eher ein Massenphänomen oder eine kleine Szene?

Jakob Baier: Antisemitismus gibt es in allen Teilen der Gesellschaft, wie der jüngste Antisemitismusbericht wieder bestätigt. Historisch gesehen gab es Judenfeindschaft auch immer in Kunst und Kultur – man denke dabei an das Grimm-Märchen »Der Jude im Dorn«, die antisemitischen musikphilosophischen Schriften Wagners oder an Fassbinders Theaterstück »Der Müll, die Stadt und der Tod«. Der Antisemitismus, der sich heute in der Populärkultur zeigt, ist somit leider nichts Neues.
Generell sollte man Rap nicht als homogene politische Bewegung betrachten. Zwar war Rap immer auch Sprachrohr von ausgegrenzten oder unterdrückten Minderheiten. Ende der 1970er Jahre waren es junge Afroamerikaner, die Rap entwickelten, auch um damit ihre Kritik an sozialen Verhältnissen zum Ausdruck zu bringen. Jedoch haben sich mit der Zeit verschiedene Subgenres herausgebildet.
Rap hat sich seit jeher rebellisch gezeigt, wobei es in vielen Subgenres auch um Abgrenzung geht, darum sich zu beweisen und dabei nicht selten um Tabubrüche.

Seit wann ist Antisemitismus ein Thema im deutschsprachigen Rap?

Antisemitismus taucht im populären deutschsprachigen Rap erst seit wenigen Jahren auf. 2012 lösten Lieder von Haftbefehl, in denen es heißt »Du nennst mich Terrorist, ich nenn‘ dich Hurensohn. / Geb‘ George Bush ‘nen Kopfschuss und verfluche das Judentum« eine erste Debatte über Antisemitismus im deutschsprachigen Rap aus. Antisemitismus ist jedoch kein Merkmal, das der Szene anhaftet, auch wenn deutschsprachiger Rap ein Antisemitismusproblem hat. Gerade die bekanntesten Vertreter des dominanten Subgenres Gangsta-Rap, wie Kollegah, Haftbefehl oder Bushido haben sich antisemitisch geäußert.

Wie klingen solche Zeilen zum Beispiel? Welche Zeilen empören Dich am meisten?

Medial bekannt geworden ist vor allem Haftbefehls Textzeile »Und ticke Kokain an die Juden von der Börse« aus dem Lied »Psst« von 2010. Mich über-

rascht jedoch vielmehr, welche Bedeutung Verschwörungstheorien in den vergangenen Jahren eingenommen haben und welche Rolle reale oder imaginierte Juden dabei spielen. Da wird beispielsweise auf den klassischen antisemitischen Topoi der »Rothschildtheorie« Bezug genommen, wie in Haftbefehls »Hang the Bankers« (2015) oder es wird das Jüdische sehr direkt mit dem Urbösen in Verbindung gebracht, wie in Kollegahs Musikvideo »Apokalypse« (2016). Oder das Musikvideo zu »Classic« (2015) von Bushido und Shindy, in dem Benjamin Netanyahu in eine Bilderreihe mit Adolf Hitler und Josef Mengele gezeigt wird.

Warum ist Hiphop anfälliger für sprachliche Gewalt als andere Szenen?

Gerade im Gangsta-Rap erfolgt das Herausstellen der eigenen Stärke oftmals in der Abwertung des jeweils Anderen. Hierdurch gelangen bestimmte Inhalte gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit, wie Sexismus, Misogynie im Speziellen und zum Teil auch Rassismus, in die Texte.
Wichtig ist, dass sich Antisemitismus von anderen Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit unterscheidet. Er ist kein Vorurteilssystem unter vielen, sondern eine ambivalente, feindselige Reaktion auf Phänomene der Moderne. Der Antisemitismus zeigt sich heute in verschiedenen, teils in Beziehung zueinander stehenden Artikulationsformen wie dem Antijudaismus, dem völkisch-rassistischen, dem sekundär-schuldabwehrenden, dem antizionistisch-antiisraelischen sowie dem arabisch-islamischen Antisemitismus. Dabei schöpft er aus einem über Jahrtausende gewachsenen Fundus an judenfeindlichen Bildern. Juden als Beispiel für moralisches Versagen herauszustellen ist etwas, das in der europäischen Kultur angelegt ist und sich im historischen Verlauf über Jahrtausende transformiert und weiterentwickelt hat. Letztlich sind die Gründe für Antisemitismus nicht bei dem tatsächlichen Verhalten von Juden auszumachen, sondern er ist vielmehr Ausdruck des projektiven Wahns der Antisemiten. Dabei schöpft er aus einem über Jahrtausende gewachsenen Fundus an judenfeindlichen Bildern. Juden als Beispiel für moralisches Versagen herauszustellen ist etwas, das in der europäischen Kultur angelegt ist und sich im historischen Verlauf über Jahrtausende transformiert und weiterentwickelt hat.
Interessanterweise ist der Antisemitismus im deutschsprachigen Rap nach meiner jetzigen Erkenntnis nicht in die üblichen Semantiken des Battlerap oder Gangsta-Rap eingebunden. Vielmehr tritt er dann auf, wenn Rapper Sozial-, oder Herrschaftskritik betreiben oder sich – wie Kollegah – als Geschichtenerzähler zeigen. Hinzu kommt eine häufige Thematisierung des Nahostkonflikts, der heute der Hauptäußerungskontext für Antisemitismus ist. Im deutschsprachigen Rap zeichnet sich eine hohe Identifikation mit dem

Konflikt ab. Mehrere Rapper thematisieren den Konflikt in Liedern und Verlautbarungen und verwenden dabei Bilder und Metaphern, die entweder eindeutig antisemitisch oder anknüpfungsfähig für antisemitische Diskurse sind.

Welchen Einfluss haben die politischen Botschaften solcher Rapper überhaupt?

Es wäre falsch von einer direktkausalen Medienwirkung auszugehen. Mit anderen Worten: Nur weil jemand bestimmte Lieder hört, entwickelt die Person nicht automatisch eine antisemitische Haltung. Allerdings kann ein entsprechender Konsum verbunden mit einer Bewunderung für den Künstler durchaus dazu führen, dass irrationale Weltbilder weniger hinterfragt und eher geglaubt werden. Rap ist nicht allein verantwortlich für die Haltung seiner Hörer*innen, aber die Inhalte können in der Sozialisation junger Menschen in Kombination mit sozialen Variablen wirksam werden.

Wie hängt der Hass der Rapper mit Verschwörungstheorien zusammen?

Verschwörungstheorien sind attraktiv, weil sie Ambivalenzen auflösen und einfache Antworten auf komplexe Fragen liefern. Auch unter Jugendlichen sind solche Welterklärungsmodelle bekannt. Wenn diese Ideologien in Liedern oder Statements propagiert werden, treffen sie auf eine Resonanz bei einem Teil der Fans. Neben ökonomischen Interessen können auch andere Gründe eine Rolle spielen. Besonders der Gangsta-Rap ist durch bestimmte Vorstellungen von Männlichkeit geprägt: Härte zeigen, stark sein, starke Positionen vertreten. Rapper wie Kollegah stilisieren sich über die Körperlichkeit hinaus als Typen, die Mut haben »die Wahrheit« auszusprechen. Sie stilisieren sich über Verschwörungstheorien als besonders souverän und in ihrer Kritik an sozialen Verhältnissen als moralisch gut.

Ist es problematisch, Rappern wie Kollegah eine Plattform zu geben? Etwa Jan Böhmermann, der kürzlich eine Gesprächsrunde mit Kat Kaufmann und Shahak Shapira in die Wege leitete?

Wenn Leute wie Kat Kaufmann, Shahak Shapira und auch Jan Böhmermann Kollegah nicht mit konkreten Vorwürfen konfrontieren, bieten sie ihm lediglich eine Bühne. Diese Bühne weiß Kollegah sehr wohl zu nutzen. Er spricht sich in dem Gespräch selbst vom Antisemitismusvorwurf frei, wofür er von Kaufmann und Shapira sogar noch Bestätigung erfährt. Dies wirft zwei grundlegende Problematiken auf: Durch eine unkritische, aber medienwirksame öffentliche Diskussion mit Kollegah erscheinen seine Positionen überhaupt erst diskussionswürdig. Wenn dabei die Diskussionspartner*innen die

betreffenden Text- und Interviewaussagen nicht benennen oder sogar so getan wird, als sei die Verwendung antisemitischer Topoi legitim, werden die Grenzen des Sagbaren erweitert. Dies ist im Fall Kollegah aus meiner Sicht passiert.

Was will Kollegah mit seinem Youtube-Film über seine Reise nach Palästina vermitteln? Warum sind Aktionen wie diese bedenklich?

Kollegah reist nach Ramallah ins Westjordanland, um sich nach eigenen Angaben selbst ein Bild vor Ort zu machen. Seiner Meinung nach liefert die deutsche Medienlandschaft aufgrund einer wie auch immer gearteten Voreingenommenheit keine objektive Berichterstattung über den Nahostkonflikt. Kollegah nimmt für sich also in Anspruch, das zu zeigen, was die Medien angeblich verschweigen und tritt in der Dokumentation als Beobachter und Helfer zugleich auf. In Anpacker-Manier legt er Geldscheine auf den Tisch, um Computer zur Gründung eines eigenen Bildungszentrums zu kaufen. Als kritischer Zuschauer gewinnt man den Eindruck, dass Kollegah eben nicht um Objektivität bemüht ist, sondern ein bestimmtes Bild bestätigt sehen will: auf der einen Seite die bösen, paranoiden, grausamen Israelis, auf der anderen die Schwachen der palästinensischen Zivilbevölkerung – Menschen mit Behinderung, Alte und vor allem Kinder.
Inmitten einer hochkomplexen Konfliktsituation präsentiert Kollegah einen tendenziösen Reisebericht mit einer stark vereinfachten Freund-Feind-Konstellation und liefert so Grundlage für eine israelfeindliche Haltung.
Diese Doku steht außerdem im Kontext der Veröffentlichung des Musikvideos »Apokalypse«, das zweieinhalb Wochen zuvor erschien. Darin macht Kollegah Ostjerusalem zum Schauplatz eines apokalyptischen Kampfes zwischen Gut und Böse und fügt dem Video eindeutig antisemitische Bilder und Deutungspotentiale hinzu.

Wie können Rap-Hörer*innen oder gar Laien mit der beleidigenden Sprache im deutschen Hiphop umgehen?

Aus meiner Sicht bringt es wenig, Jugendlichen mit dem erhobenen Zeigefinger das Hören der Musik zu verbieten, es sei denn sie wird tatsächlich als jugendgefährdend eingestuft. Vielmehr ist es sinnvoll, mit ihnen über Inhalte ins Gespräch zu kommen und gemeinsam zu diskutieren, welche Bilder und Welterklärungsmuster wiedergegeben werden, was sie überhaupt aussagen und wo diese Darstellungen von der Realität abweichen. Der Umgang mit Jugendlichen, die an Verschwörungstheorien glauben, birgt besondere Herausforderungen, da es sich bei diesen Weltbildern um geschlossene

Ideologien handelt, die sich, wenn sie erstmal verinnerlicht sind, kaum argumentativ auflösen lassen.

Gibt es (Rap-)Musiker*innen, die sich der Haltung Kollegahs aktiv entgegensetzen?

Mir sind keine Rapper bekannt, die explizit Positionen wie die von Kollegah kritisieren. Man darf nicht vergessen, dass Kollegah zu den erfolgreichsten Rappern Deutschlands gehört und dass diejenigen, die ihn öffentlich kritisieren, das Risiko eingehen, sich unbeliebt zu machen.
Es gibt durchaus Rapper und Rapgruppen, die politisch sind und Gesellschaftskritik betreiben ohne sich dabei antisemitischer Versatzstücke zu bedienen, wie zum Beispiel »Zugezogen Maskulin« oder die Gruppe »Antilopengang«, die sich explizit gegen Antisemitismus ausspricht. Auch historische Ereignisse der Judenverfolgung finden sich in Rap-Liedern wieder, wie etwa in Max Herres »Berlin Tel Aviv«.

Das Gespräch führte Kornelius Friz

KAPITEL III
ASF-Freiwillige berichten

Warum jüdische Patisserie nicht koscher sein muss

Die »16 Rue des Rosiers« in Paris ist ein Café. Davor runde Metalltische mit weißen Klappstühlen, auf ihnen haben sich rauchende, stets diskutierende und Espresso trinkende Frauen und Männern niedergelassen. Geht man hinein, befindet man in einem schmalen, gemütlichen Raum, mit bunten Bildern an der Wand. Lautsprecher, die zwischen Milchkännchen und Sirup-Flaschen stehen, übertragen eine Diskussion zum Thema »Mythologie und Bibel«, die im Untergeschoss stattfindet. Alkohol wird hier nicht ausgeschenkt.

Willkommen im »Café des Psaumes«, meinem Arbeitsplatz als Freiwilliger, mitten auf der verrücktesten Straße des Marais, dem jüdischen Viertel von Paris. Einmal fragte mich eine US-Amerikanerin, wieso dieses Café so heißen würde. Ich gab die Frage an Sylvie, meine sehr sympathische Kollegin weiter. Sie antwortete knapp: »Why not?!« und fügte nach einer kurzen Pause hinzu: »Das ist ein jüdischer Name und das ist auch eine sehr jüdische Antwort.«

Diesen Dialog kann man gut als Sinnbild für die Gäste und ihre Gastgeber, die Atmosphäre und die Gespräche hier im »Café des Psaumes« begreifen. Was jüdisch überhaupt ist, was es ausmacht und was eben nicht, wird hier täglich diskutiert.

Während sich ein Mann die Tefillin-Lederriemen anlegen lässt, erklären sich drei Damen aufgeregt die Vor- und Nachteile der verschiedenen jüdischen Patisseriehäuser. Draußen, auf den weißen Klappstühlen, werde ich gefragt, warum ich als Deutscher hier in so einem Projekt arbeite. Egal, was ich in diesem Moment antworte: Ich brauche mich nur umzuschauen, die teils fremden, teils vertrauten Menschen anzusehen und die Antwort liegt auf der Hand. Marie-Lou zum Beispiel, die jeden in ihr Herz schließt bis auf den Mann mit dem Schofar-Horn, denn der solle seinen »feierlichen Lärm woanders machen und nicht hier vorm Café«. Oder Jeckele, der mir von Theresienstadt, Flossenbürg und seiner Enkelin in den USA erzählt hat. Oder dieser junge Mann, der mich immer etwas fordernd auf Hebräisch anspricht und mir damit beweisen will, wie viel er schon beim Hebräisch-Kurs gelernt hat. All diesen Menschen darf ich erleben, ihnen täglich zuhören, mit ihnen diskutieren – deshalb arbeite ich gern hier. Ich lerne neue, andere Perspektiven kennen. Das Judentum, jüdische Kultur, jüdisches Leben werden für mich lebendig und zugänglich.

Und sie werden hinterfragt: »Why not?«. Diskussion und Reflexion sollten meiner Meinung nach zu jedem einzelnen Tag als essenzielle Bestandteile des Lebens dazugehören und als Ausdruck des Lebenswillens verstanden werden. Kein anderer Ort macht diese Notwendigkeit so bewusst wie das »Café des Psaumes«.

Leonard Wilhelm, Jahrgang 1997, ist Freiwilliger in Paris. Neben der Arbeit im Café organisiert er Ausflüge und Veranstaltungen mit älteren Menschen. Außerdem arbeitet er in der Organisation »Yahad – In Unum«, die Massenerschießungen der jüdischen Bevölkerung in Osteuropa während des Zweiten Weltkrieges erforscht.

Herbst

Wie jedes Jahr hat mich der Beginn des Herbstes in seinen Bann gezogen und begeistert. Gleichzeitig löste der Herbstbeginn erstmals auch negative Gefühle bei mir aus, da es so viele Menschen gibt, die nach einem schönen Spaziergang nicht einfach nach Hause gehen können. Den Menschen, mit denen ich in der Capitol Hill Group Ministry (CHGM) arbeite, setzt der Herbstbeginn stärker zu als mir.

CHGM ist eine Organisation, die sich um die obdachlose Bevölkerung in meiner Nachbarschaft kümmert. Mein Arbeitstag beginnt meistens mit einem gemeinsamen Frühstück. Am Anfang ist es wichtig, einfach ein Gespräch zu führen und zuzuhören, um den obdachlosen Frauen und Männern ein Stück Respekt und Würde entgegenzubringen. Das ist wichtig, da sie oft von der Außenwelt auf ihre Obdachlosigkeit reduziert und gar nicht mehr als Menschen wahrgenommen werden. Und das führt häufig dazu, dass sie ihr Selbstvertrauen verlieren oder sich nicht mehr als gleichwertige Menschen fühlen.

Neben den Gesprächen schaue ich, was mein Gegenüber braucht und versorge sie oder ihn mit Kleidung und Hygieneartikeln. Wir sind außerdem Ansprechpersonen, wenn unsere Klient*innen in ein Wohnungsprogramm wollen. Dieser direkte Kontakt mit den Menschen war für mich vor allem in den ersten Wochen sehr komisch, da ich mich im Umgang mit ihnen unsicher fühlte. Als ich sie jedoch kennenlernte, merkte ich, dass sie häufig sehr freundlich und offen sind und es wertschätzen, dass man sich mit ihnen unterhält.

Was es bedeutet, obdachlos zu sein und auf der Straße zu leben, habe ich in Deutschland nie richtig verstanden und auch jetzt wird mir nur langsam klar, was das mit einem Menschen macht. Es hat damit angefangen, dass mir bewusstwurde, dass diese Frauen und Männer nach der Arbeit nicht nach Hause gehen können. Dass sie nichts besitzen außer dem, was sie an sich haben. Mit dem Beginn der kalten Jahreszeit verstand ich, dass sie dieser in vollem Umfang ausgesetzt sind und welche psychologischen Folgen es hat, am Boden der Gesellschaft zu sein und das Gefühl zu haben, dass alle auf einen herabblicken.

Obwohl viele unserer Menschen ohne Obdach mit Niedergeschlagenheit zu kämpfen haben, gibt es auch die, die mich morgens beim Frühstück anlächeln und Gott dafür danken, dass sie an diesem Morgen wieder aufgewacht sind. Und jene, die nach acht Jahren auf der Straße und Drogenproblemen jetzt in

einem Wohnungsprogramm sind. Das hat mir gezeigt, dass es immer Hoffnung gibt. Ich bin unglaublich beeindruckt, dass man trotz solch schwieriger Lebensumstände so hoffnungsvoll sein kann.

Johannes Domsgen, Jahrgang 1998, ist 2016/17 Freiwilliger im William Penn House, Washington.

Johannes Domsgen's Freiwilligendienst wurde gefördert vom Internationalen Jugendfreiwilligendienst (IJFD) des Bundesfamilienministeriums.

Geteilte Geschichten

Es war für mich ein bewegender Moment, als mir pani I. (»pani« ist die polnische Anrede für »Frau«) ihre Geschichte erzählte. Wir trafen uns gemeinsam mit einer Lehrerin und zwei Schülern. Pani I.s Eltern und ihr Bruder wurden im Zweiten Weltkrieg ermordet. Sie selbst wurde von ihrem ukrainischen Kindermädchen gerettet, das zu ihrer Ersatzmutter wurde. Ihr ganzes Leben lang verschwieg pani I. ihre Identität, weil sie antisemitische Reaktionen befürchtete. Erst vor wenigen Jahren erzählte sie ihren Freund_innen von ihren jüdischen Wurzeln – und erfuhr, dass diese ganz und gar hinter ihr standen. Deshalb sagt sie, dass, auch wenn sie so viel Leid erfuhr und ihr die Familie genommen wurde, Gott ihr

ebenso viel gegeben wie ihr genommen habe. Dass die Nationalität oder der Glaube eines Menschen niemals im Vordergrund stehen dürfe, sondern immer nur der Mensch selbst, was er tue und wie er mit anderen umgehe.

Ich arbeite im Zentrum des Maximilian-Kolbe-Werkes in Łódź. Das Maximilian-Kolbe-Werk unterstützt Überlebende des Holocaust in ihrem Alltag und organisiert Begegnungen mit Jugendlichen. Die Jugendlichen lernen die Geschichte kennen und für die älteren Menschen ist es wichtig zu wissen, dass ihnen zugehört wird. Wenn Überlebende ihre Geschichte und ihre Gedanken mit mir teilen, ist das jedes Mal etwas Besonderes, wofür ich sehr dankbar bin, denn über die schlimmen Erlebnisse des Konzentrationslagers zu sprechen, fällt vielen Menschen schwer. Es ist keine Selbstverständlichkeit.

Ich bin immer wieder beeindruckt, wie stark die Überlebenden, mit denen ich zu tun habe, sind: Auch wenn ihnen so viel Leid angetan wurde, haben sie – soweit ich das von außen sehen kann – keinen Hass in sich. Viele von ihnen sind sehr freundliche Menschen, die auch in diesem Alter, in dem es ihnen oft an Gesundheit mangelt, ihr Lächeln nicht verlieren. Immer wieder betonen sie, wie wichtig Frieden, Aussöhnung und gegenseitiger Respekt im Persönlichen wie im Kulturellen sind.

Maximilian Grübsch, Jahrgang 1997, ist 2016/17 Freiwilliger im Centrum Opieki Socjalnej Maximilian-Kolbe-Werk Lódz.

Maximilian Grübsch's Freiwilligendienst wurde gefördert vom Internationalen Jugendfreiwilligendienst (IJFD) des Bundesfamilienministeriums.

Studienreise nach Belarus

Unsere Studienreise nach Belarus ist eine erlebnisreiche Mischung aus Einblicken in die aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse und Begegnungen mit Schriftsteller*innen, Politiker*innen, Bürgerrechtler*innen, Studierenden und unseren Freiwilligen. Dazu gehören Kontakte zu den jüdischen und christlichen Gemeinden. Auch touristische Höhepunkte in den besuchten Städten und Landschaften kommen nicht zu kurz. Wir erkunden Kirchen, Synagogen, Museen und Gedenkstätten in Begleitung deutschsprachiger Fachleute. Unsere durch nunmehr 25 Jahre Arbeit geknüpften freundschaftlichen Verbindungen gestatten uns einen Einblick in das Leben und das Engagement für eine gerechtere Gesellschaft vor Ort.

Nächster Termin Belarus:

Reise nach Minsk / Gomel: Di 5.6. – So 17.6.2018, Kosten: 1.050 Euro, Anmeldung erbeten bis zum 15.2.2018

Mehr Informationen unter
www.asf-ev.de/studienreisen

sowie bei

Werner Falk:
(030) 28 395 – 214 (Dienstags)
falk@asf-ev.de

KAPITEL IV

Materialien für Pfarramt und Gemeindearbeit

Lorenz Wilkens

Grundlagentext

»Glaubt nicht, dass ...«

Zur bleibenden Bedeutung des Bundes

»Glaubt nicht, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen, um aufzulösen, sondern um zu erfüllen. Wahrhaftig sage ich euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird vom Gesetz kein Jot, kein Zipfel eines Buchstaben weichen, bis alles geschieht. Wer eines von den geringsten dieser Gebote auflöst und die Menschen entsprechend lehrt, wird im Reich der Himmel der geringste genannt werden. Wer es aber einhält und lehrt, wird im Reich der Himmel groß genannt werden.«

Liebe Gemeinde,

dieser Text ist mir seit meiner Kindheit bekannt; ich entstamme einer gut-lutherischen Familie. Ebenso ist mir jener andere Text bekannt – aus dem 3. Kapitel des Römerbriefes: »So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.« (Rom 3, 28) Das ist das Gegenteil. Auf der einen Seite: Wer die Gebote hält und lehrt, wird im Himmelreich groß genannt werden. Auf der anderen Seite: Nicht durch Einhalten des Gesetzes entsteht die Seligkeit – das himmlische Leben –, sondern allein durch den Glauben. Dieser Gegensatz blieb fast immer unerörtert. Er wurde aus dem kirchlichen Diskurs verdrängt. Man begnügte sich mit dem Gemeinplatz: »Mose brachte das Gesetz, doch Paulus den Glauben.« Allein wie stand es um Jesus? War nicht auch er ein Lehrer des Gesetzes? So zeigt ihn jedenfalls unser Predigttext aus dem Anfang der Bergpredigt.

Nun wird Jesus das »Gesetz« anders gedacht und empfunden haben als Paulus. Der Apostel konzentrierte sich weithin auf dessen richtende, verurteilende Gewalt; so heißt es im Römerbrief: »Ohne das Gesetz hätte ich die Sünde nicht kennengelernt. Denn ich wüßte nichts vom Begehren, wenn das Gesetz nicht sagte: Du sollst n i c h t begehren.« (Rom 7, 7) Von solcher Beschränkung ist Jesus frei. Es zeigt sich bereits daran, daß er »Gesetz und Propheten« in einem Atemzug nennt. Mit dieser Redewendung bezeichnete man damals das Ganze der Heiligen Schrift. Man hielt es nicht für richtig, einen ihrer Teile prinzipiell aus dem Gesamt-Zusammenhang zu lösen. »Die Schrift legt sich selbst aus«, sagte Luther; im Sinne der jüdischen Überlieferung ist hinzuzufügen: »die Schrift im ganzen«, namentlich, wie Jesus sagt, »Gesetz und Propheten«.

An dieser Stelle empfiehlt es sich, von dem Begriff des »Gesetzes« zu dem hebräischen Wort תורה – Thorah – überzugehen. Denn es meint etwas anderes. Der Begriff des Gesetzes ist von der europäischen Rechts- und Geistesgeschichte geprägt worden. (Eine seiner wichtigsten Wurzeln ist das römische Recht.) Dazu gehören zwei Unterscheidungen: die zwischen politischer und religiöser Autorität auf der einen, jene zwischen Recht und Moral auf der anderen Seite. Für das Recht ist die politische Autorität – die staatliche Justiz – zuständig, für die Moral das Gewissen, werde es nun mit einer religiösen Begründung oder rein menschlich aufgefaßt. Diese beiden Unterscheidungen – zwischen Politik und Religion sowie zwischen Recht und Moral – sind in der Tradition des Volkes Israel, der Hebräischen Bibel nicht vorhanden. Politische und religiöse Autorität konnten und sollten in einer Person vereinigt werden: nach den Patriarchen und Mose im Richter, im König, im Propheten. Und die Thorah versammelte in sich die rechtlichen und die moralischen Bestimmungen, dazu auch die des Kultes.

Das macht, Israel hatte keine Metaphysik – d. h.: kein Unternehmen, die menschlichen und gesellschaftlichen Entscheidungen, U n t e r-scheidungen aus zeitlosen Prinzipien zu begründen. Was in der europäischen Geistesgeschichte die Metaphysik, das mußte in der Überlieferung Israels geschichtlich-gesellschaftliche Erinnerung ausrichten. Während in Europa das, was gelten sollte, aus zeitlosen Ursprüngen, den reinen Begriffen, abgeleitet wurde, mußte in Israel das Geltende durch E r z ä h l e n bestätigt und erneuert werden, Erzählen der Geschichten, die von den Begegnungen des Volkes mit seinem Gott handelten. Und die Thorah war die Sammlung dieser Geschichten; sie war in eins damit die Ordnung des sozialen Lebens mit seinen moralischen, rechtlichen und kultischen Aspekten. Darin war zwischen Wesen und Erscheinung nicht ontologisch zu unterscheiden. Das Wesen mußte erscheinen, wie es viel später von Hegel bestätigt wurde. Doch indem es erschien, wurde es zu einer Angelegenheit der Geschichte – mithin der Erzählung. Im Zusammenhang mit unserem Predigttext ist ferner wichtig, daß in der Thorah, der Sammlung der verbindlichen geschichtlichen Erinnerungen, jedes Détail das Ganze repräsentieren konnte – eben weil Wesen und Erscheinung eine Einheit bildeten.

Von hier zurück zu Jesus: In eben diesem Sinne spricht er von der Thorah – eben nicht im Sinne eines europäischen Gesetzbuches oder einer systematischen Ethik, sondern im Sinne der verbindlichen geschichtlichen Erinnerungen. Hinzu kommt eine unvergleichliche Spannung: Während er es tut, hat er das nahe Gottesreich vor Augen, den Bruch der Zeit. Und er weiß sich berufen, zu dessen Ankunft entscheidend beizutragen. So sagt er: »Ich bin nicht gekommen,

aufzulösen, sondern zu erfüllen.« (V. 17b) Er sagt nicht: die Thorah einzuhalten, sondern eben: zu »erfüllen«. Was ist damit gemeint? Was heißt, ein Gebot nicht nur zu halten, sondern es zu erfüllen? Man sagt sonst, daß ein Versprechen, eine Verheißung erfüllt werden mag. Doch eben das ist die Lösung: Wenn Jesus davon spricht, daß die Gebote erfüllt werden sollen, faßt er sie als ebenso viele Verheißungen auf. Die Thorah im ganzen ist eine Verheißung – die Anweisung auf das richtige Leben, das Leben im Reich Gottes. Das Wort »Thorah« kommt von dem Verbum הרי – jarah –, das »werfen« und dessen kausative Form (»Hifil«) »zeigen«, »anweisen«, »lehren« bedeutet. Die Thorah ist die Einweisung ins richtige Leben.

Liebe Gemeinde, somit abschließend zu dem Einwand, der wohl in uns allen schlummert – er m u ß nun erwachen: Wie, kein Jot, kein Zipfel eines Buchstabens soll vergehen? Ist das nicht reiner Buchstabenglaube? Was würde denn seine Befolgung anderes bedeuten als Fundamentalismus? Wie, Jesus als dessen Vorkämpfer und Vorbild? Lehrte nicht Paulus: »Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig« (II Cor 3, 6)? Entspricht dies nicht weit eher der Art, wie wir Jesus kennen und lieben?

Liebe Schwestern und Brüder, dies Stutzen, dies Stocken des Gedankens ist leicht behoben; wir müssen uns dazu nur klar machen, was »Jot und Zipfel«, was eben Buchstaben sind – und was sie n i c h t sind. Sie sind Schrift – das heißt: sie s i n d nicht die Thorah, sie b e d e u t e n, sie repräsentieren sie. Sie müssen gelesen werden. Und w e n n sie gelesen werden, so kommt unweigerlich, vollkommen unwillkürlich das Denken hinzu. Die Lektüre führt notwendig zur Auslegung. Man muß sich ja die Geschichte vorstellen und klar machen, von der sie berichten – ihre Zeit, ihre Umstände, die handelnden Personen mit ihrer Gemeinschaft und ihren Konflikten, ihrer Angst und Hoffnung, man muß die Wendungen verfolgen, die die Geschichte nimmt, endlich auch ihr Ergebnis, all das, was sie über die Zeit, in der sie sich begab, hinaus zu denken, zu beherzigen, zu fürchten und zu hoffen gibt, mit einem Wort, was man von ihr zu l e r n e n vermag. Und wenn dies Nachdenken in ein Gespräch eintritt, kann es zur Bereicherung des sozialen Geistes führen, aber natürlich auch zum Streit. Dabei mag die Tendenz aufkommen, das Gespräch mit einem autoritären Urteil, einem »Basta! So ist es und nicht anders!« zu beenden – allein ebenso die Gegentendenz, die sich aus der Empfindung der Mehrdeutigkeit der Geschichte ergibt. Mir ist keine vielfältigere Auslegungstradition bekannt als die der Rabbinen, der jüdischen Gelehrten.

Abschließend von dieser Empfindung der Mehrdeutigkeit der Geschichten zurück zu dem Tenor, den Jesus der Thorah abliest: der *Verheißung*. Ich möchte sagen, die Verheißung, das ist der Überschuß an Bedeutung, an Sinn in den

Geschichten. Wenn man sie unvoreingenommen liest, ebenso entspannt wie konzentriert, kommt man oft, wo nicht regelmäßig, zu der Empfindung, daß sich darin die Welt, die Wirklichkeit unfertig zeigt, unabgeschlossen, offen nach vorn, zur Zukunft hin. Den handelnden Personen wird ihre Gegenwart fremd – fremd zum Unglück einerseits, fremd zur Hoffnung hin andererseits. Ja, durch das, was geschieht, erscheint ihre Welt wie verfremdet, und sie können das Neue, was sich latent darin zeigt, mit ihren Handlungen nicht fassen, sie können ihm nicht vollständig gerecht werden, allenfalls anfangsweise; sie können es auch verfehlen. An dieser Ambiguität, diesen zwei Seiten der Medaille »Geschichte« liegt es ja, daß sie nicht vergessen werden kann; in ihr ist etwas unerledigt – ein Böses, das man sich klar machen muß, um es in Zukunft zu verhindern, ein Gutes, das man sich klar machen muß, um es wiederzuerkennen, wenn es wieder begegnet, um es zu vollenden, wenn sich die Möglichkeit dazu ergibt. Niemand anders hat sich so sehr auf die Unfertigkeit, die Offenheit der Geschichte, ihr »Noch-Nicht«, konzentriert wie der jüdische Philosoph Ernst Bloch, dessen Vorlesungen in Tübingen zu hören ich vor fünfzig Jahren das unvergleichliche Glück hatte.

Jesus, so sahen wir, macht die Verheißung zum Tenor der Geschichte, der Geschichte im ganzen wie der einzelnen Geschichten. Was ist das anderes als dies »Noch-Nicht«, das Offene, das Unfertige? Doch ja, es kommt noch etwas hinzu: Jesus fügt ihm den Gedanken des *Bundes* hinzu, der Treue Gottes zu seinem Volk, die sich als Richtungssinn der Geschichte erweist, wenn die Treue des Volkes zu ihm hinzukommt. Die Linie der Unfertigkeit, der Unabgeschlossenheit, zu der sich die einzelnen Erinnerungen vereinigen, nimmt eine Richtung an – die auf die Erfüllung, die Vollendung von allem – in einem Gleichgewicht von Erkenntnis und Freiheit, das die ganze Wirklichkeit bestimmen und erhalten wird, in dem Bund zwischen Gott und den Menschen. Um dies Ziel im Auge zu behalten, darf man keine einzige Erinnerung vergessen, so lehrt Jesus; man muß sie alle im Gedächtnis behalten. Denn man weiß nicht, welche Möglichkeit von Erkennen und Handeln noch jede in sich birgt.

Dabei versteht sich zu guter Letzt, daß dieser Habitus von Erfahrung und Bewußtsein zwei Sackgassen, zwei Kurzschlüsse, ich möchte sagen: Rückzüge des historischen wie moralischen Denkens ausschließt: auf der einen Seite den Literalismus, d. i. der Wahn, der die Schrift, die Buchstaben mit dem verwechselt, was sie bedeuten (»littera« heißt der Buchstabe), auf der anderen Seite den Enthusiasmus, der von dem falschen Schein der Heiligkeit des Buchstaben abstrakt, in falscher Einfachheit in die Phantasie eines form- und geschichtslosen Seins in Gott hinüber springt, die Vielheit der Geschichte

leugnet zugunsten der Vorstellung eines einzigen, absoluten Ereignisses. (Das griechische Wort »*En-thusiasmós*« bedeutet das Streben, *in Gott* zu sein.) Beide Haltungen, die uns aus der Geschichte unserer Religion zum Überdruß bekannt sind, teilen miteinander denselben Fehler: die Abwendung von der »Verheißung«, der Mehrdeutigkeit, Offenheit der Geschichte und der Treue des Bundes, die in der Offenheit den Wink zur Gerechtigkeit erkennt, in welcher Freiheit und Erkenntnis einander die Waage halten, einander bedingen. Laßt uns Gott, den Herrn, darum bitten, daß wir darin neu zusammenfinden. Amen.

Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel

Primo Levi: Ich, der ich zu euch spreche

Secessions Verlag, Zürich, 2017, 176 S., 20 Euro

Primo Levi: So war Auschwitz, Zeugnisse 1945–1986

Hanser Verlag, München, 2017, 303 S., 24 Euro

Wir haben Gesprächsbände hier vorgestellt: Manfred Lütz spricht mit Jehuda Bacon (»Solange wir leben, müssen wir uns entscheiden«, Gütersloh 2016), Laure Adler spricht mit George Steiner (»Ein langer Samstag«, Hoffmann & Campe 2016, es ist der Karsamstag...) und nun das Gespräch von Giovanni Tesio mit Primo Levi – unbestreitbar anrührende Dokumente. Hinzu kommt eine Person und Werk kenntnisreich porträtierendes Nachwort von Maike Albath. Levi gilt heute als der Auschwitz-Zeuge, der sein Erinnern, Erzählen und Aufschreiben als Pflicht verstand. Sein erster Band »Ist das ein Mensch?« wurde ein »Auschwitz-Jahrhundert«-buch. Schweigen war für ihn unmöglich. Ob es die »Rapporte« direkt 1945 für die sowjetische Kommandantur sind oder die vielen »Zeugnisse« – er vermag mit warmer Erzählsprache die »höllische Binnenrationalität« (Seibt in der SZ vom 16. 5.) der Lagerorganisation aufzudecken. Die ausgeklügelten Systeme der Entwürdigung werden präzis offengelegt. Gegen Höß, Mengele und Eichmann hat er in Prozessen mit seinem Röntgenblick für Qualstrukturen gekämpft – ein stiller und unaufgeregter Zeuge, und doch, er stürzte sich am 11. April 1987 in seinem Elternhaus in Turin im Treppenhaus vom 3. Stock zu Tode. Ein Jahr zuvor war noch der Band »Die Untergegangenen und die Geretteten« (Hanser 1986) erschienen, in dem er sich mit »Briefen von Deutschen« auseinandersetzt. In den letzten Lebenswochen war er entsetzt über

die Äußerungen des Berliner Historikers Ernst Nolte im »Historikerstreit«. 30 Jahre nach seinem Tode können wir noch einmal Primo Levis Achtung vor der Wahrheit begegnen.

H. R.

Wolfgang Benz: Als Blinder in Theresienstadt. Der Münchner Schriftsteller Norbert Stern

Jüdische Miniaturen, Hentrich & Hentrich Verlag Berlin, Band 201
164 S., 8,90 Euro

JÜDISCHE MINIATUREN – Lebensbilder – Kunst – Architektur, auch im Abonnement beim Verlag erhältlich, sind eine kleine feine Reihe hinsichtlich des Formats, eine wichtige großartige Sammlung zur jüdischen Geschichte und Gegenwart, herausgegeben von Hermann Simon. Dies betrifft auch die Biografie des Schriftstellers und Privatgelehrten Dr. Norbert Stern (1881–1964). Am 21. Juni 1942 wurde er aus seiner Wohnung »abgeholt« und ins Ghetto Theresienstadt deportiert – als »Privilegierter«, da er deutscher Soldat im Ersten Weltkrieg gewesen war. Dieser Blinde »sah« wohl mehr als manch anderer, davon zeugen die erhaltenen Fragmente seines Tagebuchs. Norbert Stern überlebte, die letzten Lebensjahre behütet im jüdischen Altersheim in der Münchner Kaulbachstraße.

I. S.

Pei-Yu Chang: Der geheimnisvolle Koffer von Herrn Benjamin

NordSüd Verlag AG Zürich 2017, 42 S., 18 Euro

Die Autorin, geb. in Taipeh (Taiwan), lebt und arbeitet in Münster, studierte Deutsche Literaturwissenschaft. Wir verdanken ihr ein wunderbares Kinderbuch, ein großformatiges Bilderbuch, mit dem sie an den Philosophen Walter Benjamin erinnert, der sich im September 1940 auf der von Lisa Fittko organisierten Flucht vor den Nazionalsozialisten in dem spanischen Grenzort Port Bou das Leben nahm. Und das soll für kleine Kinder ein empfehlenswertes Bilderbuch hergeben? Ja, denn Pei-Yu Chang erzählt behutsam von dem ver-

schwundenen Koffer des Herrn Benjamin: Was mag in ihm bloß verborgen gewesen sein? Welche kostbaren Gedanken und Bilder, welche sehr gefährlichen Ideen? »Wenn ein so kluger Mann unbedingt einen schweren Koffer über die Berge schleppen wollte, dann hatte er bestimmt einen guten Grund dafür.« Leseempfehlung für Eltern und Kinder!
P.S. Seit einigen Jahren gibt es in Port Bou ein begehbares Walter-Benjamin-Memorial des israelischen Künstlers Dani Karavan: »Passagen«.

I. S.

Stephan M. Probst (Hrsg.): Bikkur Cholim – Die Begleitung Kranker und Sterbender im Judentum

Hentrich & Hentrich Verlag, Berlin, 2017, 272 S., 19, 90 Euro

Im April 2017 fand im Jüdischen Krankenhaus Berlin ein Seminar statt: »End-of-Life: Jewish Perspectives«, das die vielen Aspekte von *Bikkur Cholim* erörterte, also das Begleiten, Zuhören, Verstehen, Auffangen, Pflegen, *würdestabilisierende Mitleben* am Lebensausgang, vielleicht das wichtigste, wenn man so formulieren darf, spirituelle wie ethische, wissenschaftlich-praktische Thema im Judentum, ist doch »der Lebendige« ein so vertrauter Name für den Schöpfer unseres Lebens. Und das alles in unserem »Gesundheitssystem«! Eine Fülle von Beiträgen bedenkt, erinnert, erzählt den weiten Rahmen dieser Tradition von Hiobs Freunden bis zu uns heute. Jüdische Seelsorge, jüdisches Verständnis von Medizin und Pflege tritt vor Augen, und wir alle können nur zuhören und lernen – nicht nur Krankenhausseelsorger und Besuchsdienste, denn niemand ist unbetroffen...

H. R.

Fulbert Steffensky: Orte des Glaubens, Die sieben Werke der Barmherzigkeit

Radius Verlag Stuttgart 2017, 107 S., 15 Euro

Es gibt so etwas wie ein moralisches Vakuum im Denken und Handeln aller Generationen; es hatte oft seit Nietzsche und Nazismus, dem Kapitalismus und den Kriegen, mit der Verachtung der Barmherzigkeit und Demut zu tun.

Doch wächst seit langem eine Lilie in diesem Dickicht, das »Gut und Böse« hinter sich gelassen hat; es ist Papst Franziskus zu danken, dass diese Lilie leuchtet, was ihm keine Freunde beschert. Steffensky hat vor Jahren in »Frau und Mutter«, vielleicht nicht erste protestantische Lektürewahl, seine Meditationen zu den sieben leiblichen und geistlichen Werken der Barmherzigkeit vorgetragen – sie liegen nun wieder gesammelt vor; ein idealer Text zum gemeinsamen Lesen in Gemeindegruppen, auf geistlichen Wochenenden, für Predigtreihen zur Inspiration.

H. R.

Jacqueline Keune: Scheunen voll Wind, Gebete und Gedichte

db-Verlag, Horw/Luzern, 2016, 79 S., 29, 80 Euro

Lass es nicht die Lügner sein
Gott
die als Letzte lachen
nicht die Blender
nicht die Profiteure
und Selbstverliebten

Lass sie nicht ungeschoren
die Schlepper
die Schinder
die Seelenschänder –
die Lumpen alle
Nein!
Lass es nicht das Unrecht sein
Gott, das als Letztes lacht!

Das Gebetgedicht heißt »Gericht« – ein Zeugnis, dass das Glaubensleben nicht hinter dem Rücken der Sprache geschieht. Die Gedichte und Gebete, die Klagen und Segen sind unerträglich und schön, haben die Farbe gegenwärtigen Glücks und Unglücks. In ihrer Stimme hören wir die Psalmen. Mit dem Band »Von Bedenken und Zusagen – Texte für liturgische Feiern« (Mainz 2005) sollten Keunes Arbeiten in Reichweite des Schreibtischs stehen, neben Bibel und Zeitung. Ich kenne zurzeit keine eindrücklichere Stimme. Lesen für die Liturgie!

H. R.

Marilyn Yalom, Theresa Donovan Brown: Freundinnen. Eine Kulturgeschichte

Aus dem Amerikanischen von Liselotte Prugger
btb Verlag, München 2017, 416 S., 22 Euro, E-Book 17,99 Euro

Sie waren die Ersten, die sich trauten, sich brieflich über Frauenfreundschaften auszutauschen: Nonnen, die über ihre freundschaftlichen Beziehungen im geschützten Raum des Klosters nachdachten und da sie des Schreibens kundig waren, dies auch dokumentierten. Literarische Salons im 17. Jahrhundert waren so etwas wie die Vorläufer späterer Frauenvereine. Die Autorin gibt einen einfühlsamen Überblick bis ins 20. Jahrhundert, beschreibt Fort- und Rückschritte, erzählt von Filmen und TV-Serien, den neuen Möglichkeiten durch die sozialen Netzwerke – eröffnet ein umfangreiches Kapitel der Kulturgeschichte und entlässt uns mit Fragen nach Möglichkeiten gelingender Frauenfreundschaften im 21. Jahrhundert.

I. S

Daniil Granin 1919–2017

Die Predigtmeditationen zum 27. Januar 2014 waren dem Gedenken an die siebzigjährige Wiederkehr der Befreiung Leningrads gewidmet. Ihr Chronist Daniil Granin ist im Alter von 98 Jahren am 3. Juli in Sankt Petersburg gestorben.

Er schrieb sein »Blockadebuch«, die Chronik dieses Versuchs der deutschen Wehrmacht, Leningrad auszuhungern. Er schrieb die Chronik um die Würde aller Opfer zu bewahren. Mit großem Respekt lasen wir sein Büchlein »Barmherzigkeit« (miloserdie), das längst eine Neuauflage verdient hätte. Er erinnerte am 27. Januar 2014 im Bundestag an Widerstand und Leid der Leningrader – ihr Tod wurde sein Lebensthema. Die Titelzeile des Heftes vom Januar 2014 hieß: »Wie sind meiner Feinde so viel?« (Psalm 3,2).

H.R.

Für zwölf Monate Geschichte(n) erleben – Verantwortung übernehmen

Jetzt noch bewerben für einen Freiwilligendienst im Ausland mit ASF!

ASF bietet jungen Menschen einen Freiwilligendienst in 13 Ländern und eine kompetente Vorbereitung und enge professionelle Begleitung vor Ort.

www.asf-ev.de/freiwilligendienst | www.facebook.com/asf.de

Kollektenbitte

für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

»Wir bekennen, dass wir Haltung bewahrt haben, wo wir aus der Haut hätten fahren müssen; wir bekennen, dass wir unablässig dich bitten, wo die Veränderung in unseren Händen liegt...«, Jaqueline Keune nennt ihr Gebet-Gedicht »Bekenntnis« – stellvertretend für die entspannten Fatalisten, die Katastrophenmüden, die Krisengewöhnten, die abgeklärten Beobachtungsvirtuosen, zu denen wir alle gehören...

Die Freiwilligen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste wollen eine andere Haltung einnehmen. Frieden fällt nicht vom Himmel; in kleinen Schritten praktische Friedensarbeit leisten in jenen Ländern, die von Deutschland überfallen und besetzt waren, das ist eine schwere Geduldsarbeit! Da hilft es nicht, den Herrn im Himmel unablässig um die Veränderung zu bitten, die doch in »unseren Händen liegt«.

Die Friedensarbeit erfordert Ermutigung und Stärkung, wenn sie ansteht im Altenheim mit Überlebenden, im Krankenhaus mit Schwerstbehinderten, im Archiv der Gedenkstätte bei der Arbeit mit Schulgruppen. Zeigen sich Veränderungen auf der politischen Wetterkarte, heißt es, den Horizont nicht aus dem Blick zu verlieren, in Weissrussland, der Ukraine, St. Petersburg, in Israel und den USA. Rund 500 junge Frauen und Männer engagieren sich jährlich in Projekten und lernen was Frieden tut: »Kenntnis voneinander und Versöhnung«.

Dass diese Arbeit, die seit über 50 Jahren vielen Menschen zugute kommt und viele für ihre Zukunft geprägt hat, weitergeführt werden kann, bitten wir um Ihre Unterstützung und Begleitung!

Ihre Dagmar Pruin und Jutta Weduwen
Geschäftsführerinnen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 / BIC: BFSWDE33BER

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de

Autor_innen, Bild- und Fotonachweise

Autor_innen

Jakob Baier, Jahrgang 1986, lebt in Berlin. Der Doktorand der Hans-Böckler-Stiftung forscht in der Politikwissenschaft zum Verhältnis von Sozialkritik und Antisemitismus im deutschsprachigen Rap.

Jörn Böhme, Jahrgang 1955, Diplom-Pädagoge, wissenschaftlicher Referent für Nahost und Nordafrika in der Fraktion Bündnis 90/Die Grünen im Deutschen Bundestag.

Dr. Magdalene L. Frettlöh, Professorin für Systematische Theologie/Dogmatik und Religionsphilosophie an der Theologischen Fakultät der Universität Bern, magdalene.frettloeh@theol.unibe.ch

Kornelius Friz, freier Kulturjournalist, B.A. in Kulturwissenschaften; seit 2016 Masterstudium »Theaterwissenschaft transkulturell« in Leipzig. Freier Redakteur bei ASF. kontakt@korneliusfriz.de

Hanna Lehming, Pastorin, Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit; Referentin und Beauftragte der Nordkirche für den christlich-jüdischen Dialog. Ehemalige Freiwillige der Aktion Sühnezeichen. h.lehming@nordkirche-weltweit.de

Dr. Dagmar Pruin, Theologin; konzipierte 2007 an der Stiftung Neue Synagoge/Centrum Judaicum das deutsch-amerikanisch-jüdische Begegnungsprogramm Germany Close Up. Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. pruin@asf-ev.de

Simone Rafael, Journalistin, Chefredakteurin von »Netz-gegen-Nazis.de« in Kooperation mit der ZEIT. simone.rafael@amadeu-antonio-stiftung.de

Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter i. R., Presse- und Rundfunktätigkeit www.helmut-ruppel.de, seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«. h.m.ruppel@gmx.de

Ingrid Schmidt, M. A., Gymnasiallehrerin/Dozentin in Kirchlicher Erwachsenenbildung i. R., seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«. Ille.schmidt@kabelmail.de

Christian Sterzing, Jahrgang 1949, Rechtsanwalt und Pädagoge, Autor und Publizist. Vorstandsmitglied im Deutsch-Israelischen Arbeitskreis für Frieden im Nahen Osten von 1997 bis 2010.

Dr. Michael Volkmann, seit 2003 Pfarrer für das Gespräch zwischen Christen und Juden der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, Ehemaliger Freiwilliger der Aktion Sühnezeichen, Promotion in Sozialwissenschaften.

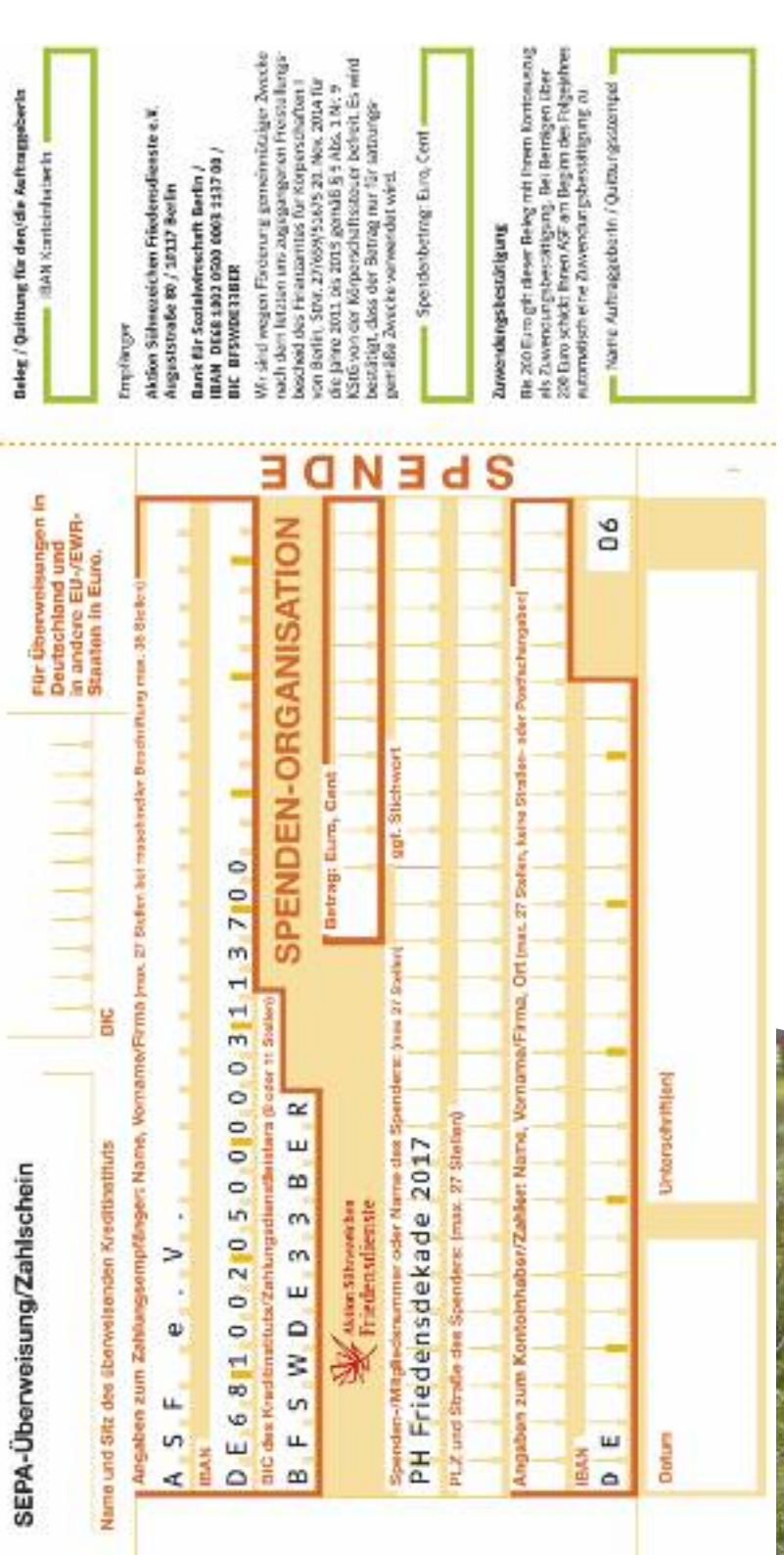
Dr. Lorenz Wilkens, Pfarrer und Studienleiter i. R., Arbeitsschwerpunkte: Theologie, Kunstgeschichte und Religionsphilosophie, Lehraufträge an der FU Berlin und der Universität Potsdam. Lorenz_Wilkens@web.de

Bild- und Fotonachweise

Titelbild, Seite 31, 32 und 33: © ACN/Neve Hanna, Israel: Dank an Antje C. Naujoks
Seite 11, 29, 63, 64, 67, 68, 70, 71, 82 und Umschlagrückseite: ASF-Archiv
Seite 81: http://en.kremlin.ru

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax (030) 283 95 – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00, BIC: BFSWDE33BER, Bank für Sozialwirtschaft
Redaktion: Kornelius Friz (verantwortlich), Dr. Dagmar Pruin, Helmut Ruppel, Ingrid Schmidt, Dr. Lorenz Wilkens
Gestaltung: Anna-Maria Roch
Druck: Brandenburgische Universitätsdruckerei und Verlagsgesellschaft Potsdam mbh
Auflage: 4.000 Stück | Ausgabe: September 2017
Titelbild: Neve Hanna wurde mit der »Goldenen Taube des Friedens« für die Erziehung der Kinder und Jugendlichen auf Grundlage demokratischer Werte und praktizierter Menschenliebe und für die Arbeit im Bereich Verständigung zwischen Juden, Muslimen und Christen ausgezeichnet.



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten, um ...

... junge Menschen in ihren sozialen und interkulturellen Kompetenzen zu stärken.

... sie zu motivieren, gegen Judenfeindschaft, Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten einzutreten.

... im Nationalsozialismus verfolgten Menschen zuzuhören und ihnen durch kleine Gesten den Alltag zu erleichtern.

... Begegnungen und Verständigung über Grenzen hinweg zu ermöglichen.

... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft zu leisten, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

Junge Menschen in Ihrer Gemeinde können sich jetzt für einen Freiwilligendienst in 2018 im Ausland mit ASF unter asf-ev.de bewerben. Wir laden Gemeindemitglieder ab 16 Jahren auch herzlich zur Teilnahme an unseren internationalen Sommerlagern ein! Infos unter asf-ev.de/sommerlager

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33BER | Bank für Sozialwirtschaft Berlin